

Die Gartenlaube



1932. Nr. 46
Berlin, 17. November

Schau ins Land
(Bäuerinnen in Gutacher Tracht)
Aufn. Dr. Paul Wolff

30 Pf. 10 Cents U.S.A.
60 Groschen
Ausgabe B
m. Versichg. 40 Pf. zuzügl.
ortsüblich. Zustellgebühr

Vom Ohr zum Herzen

Zerstörtes Glück. Seit zwei Jahren sind Sie verlobt. Die Beziehungen zwischen Ihnen und Ihrem Bräutigam waren die denkbar glücklichsten, und noch heute scheinen alle Voraussetzungen für eine glückliche Ehe gegeben. Vor einiger Zeit jedoch trat ein anderer Mann in Ihr Leben, und diese Beziehung wurde für Sie zu einem so starken Erlebnis, daß Sie erst in ihr das wirkliche „Glück“ zu erkennen glaubten. Moralische und praktische Gründe waren jedoch stark genug, um die neue Beziehung für immer zu lösen. Nun quält Sie der Zweifel, ob Ihre Entscheidung richtig war.

Ihr Brief zeigt mir einen ernsten, geraden Menschen, der den Fragen ehrlich ins Auge sieht und mit dem innersten Bedürfnis der Sauerkeit um seinen Weg ringt. Etwas sei gestorben in Ihnen mit jenem Abschied, sagen Sie, und darüber wird es auch kein Sichhinwegtäuschen geben. Nur eins kann ich Ihnen dazu sagen: Es gibt kein Schicksal, dem ein „Erben“ erspart bleibt, es gibt keinen Weg ohne Wunden, und es bleibt geheimnisvolles Wunder, daß das Herz wieder auferstehen kann, solange das Blut es klopfen läßt. Was Ihnen heute als der große Verlust Ihres Lebens erscheint, kann vielleicht auch dieser Verlust sein; es kann aber ebenfugut sein, daß Sie schon in zwei Jahren ganz anders darüber denken. Sie werden sagen, daß gerade diese Antwort keine Hilfe ist, und zurückfragen, was soll man also tun, wenn man doch die Wahrheit nicht erkennen kann? Man kann nur nach bestem Wissen und Gewissen urteilen, die Entscheidung so fällen, wie Sie sie jetzt übersehen können und dann — darauf kommt es an — sich aber auch ganz hinter diese Entscheidung stellen, sie als selbstgewähltes Schicksal ansehen. Dann lautet die Frage hinterher nicht mehr: Hätte ich so handeln sollen?, sondern: Ich habe vor meiner Verantwortung so handeln müssen, habe einen Weg gewählt und muß jetzt alles dazu tun, daß dieser Weg gut wird! Diese Einsicht mag Ihnen auch einen gewissen Halt in Ihrer Frage nach dem Frieden der Seele geben. Friede der Seele ein ganzes Leben lang wird wohl nur ganz wenigen Auserlesenen gegeben — wir andern müssen ihn uns immer wieder neu erkämpfen. Für Sie steht aber noch eine sehr ernste Frage auf: die der Ehrlichkeit gegenüber Ihrem Verlobten. Gerade bei dem Ernst und dem Verantwortungsgefühl, mit dem Sie beide der Ehe entgegengehen, kann es für Sie keinen Zweifel darüber geben, daß Sie die Ehe nicht schließen dürfen, ohne Ihrem Bräutigam zu sagen, was vorgefallen ist — auch auf die Gefahr hin, ihn zu verlieren. Vielleicht wird gerade diese Aussprache dazu beitragen, Ihnen zu zeigen, welcher Bund der rechte ist. Ihre Entscheidung trifft ihn ebenso wie Sie — darum muß er auch die Möglichkeit haben,

Entscheidung zu nehmen. Wenn er der treue Kamerad ist, als den Sie ihn schildern, ist er auch derjenige, der Ihnen helfen kann. Wie Ihr Verlobter auch urteilen mag — jedenfalls wird diese Aussprache Ihnen sein wahres Gesicht zeigen. Wenn Ihnen eine weitere Aussprache an dieser Stelle gut tut, dann schreiben Sie ruhig noch einmal.

Ruhelos 100. Sie sind seit mehreren Jahren mit einem Mann verheiratet, dessen Güte und Anständigkeit Sie voll anerkennen. Trotzdem fühlen Sie sich nicht glücklich, sondern empfinden eine Leere in Ihrem Dasein, die Sie ruhelos und sogar körperlich krank macht.

Wenn Sie die Möglichkeit und die Mittel dazu haben, würden wahrscheinlich Reisen durch neue Eindrücke und stete Abwechslung, auch in der liebevollen Begleitung Ihres mit vielen Vorzügen ausgestatteten Mannes, günstig auf Ihr Gesamtbefinden einwirken. Darüber hinaus aber müßte das Übel tiefer, an seiner Wurzel, angepackt werden. Wenn man viel Zeit hat, kommt man erst recht dazu, sich zuviel mit dem eigenen Wohl und Wehe zu beschäftigen; wenn man keine Aufgabe hat, dazu, die eigenen Fähigkeiten noch zu unterschätzen und unzufrieden mit sich selbst zu werden. Auch für Sie kommt es, wie für sehr viele Menschen, darauf an, die Arbeit zu finden, für die Sie sich ernsthaft einzusetzen haben. Das Bewußtsein eigener Leistung ist eine sehr heilkräftige Medizin. Ihre Einstellung zu der Frage des Kindes halte ich für zu einseitig. Es ist nicht gesagt, daß Sie ein Kind Ihrem Mann noch mehr entfremden würde. Die Entwicklung, welche die körperliche Wandlung der Mutterschaft in einer Frau hervorruft, ist im Einzelnen nicht vorauszu sehen. Es ist durchaus denkbar, daß Ihr ganzes Sinnesleben nach der Geburt eines Kindes eine andere Richtung nehmen, die eine neue Harmonie zwischen Ihnen und Ihrem Mann schafft. Sie müßten wohl den Arzt wechseln, auf „Nerven“ allein können Sie nicht behandelt werden. In jedem Fall wird es gut sein, wenn nicht nur Sie, sondern auch Ihr Mann mit diesem neuen Art Rücksprache nimmt. Es würde zu weit führen, und ich möchte mich auch an dieser Stelle nicht ausführlich über die Frage äußern, wie weit eine Ehe noch sinnvoll ist, bei der ohne wirtschaftliche Zwangslage von vornherein das Kind ausgeschaltet wird; jedenfalls sehe ich in diesem Punkt einen Hauptgrund Ihres Leides. Zu Ihrer letzten Frage: Selbstverständlich können Sie mir gern wieder schreiben, wenn Sie das Bedürfnis haben, sich auszusprechen. Ihre Handschrift ist sehr aufschlußreich; ein guter Graphologe würde Ihnen durch eine unbeeinflusste Deutung wertvolle Fingerzeige geben können.

Johannes. Ihre Darstellung des Streitfalls ist leider sehr verworren ausgefallen, und es ist mir beim besten Willen nicht möglich, mir ein Urteil zu bilden. Wer hat nun wen zuerst hinausgewiesen?

Dichterbruder K. H. Ihre Anfrage, ob Ihr Bruder Talent zum Dichten habe, gehört zwar nicht hierher, wir wollen Ihnen aber doch antworten, daß, wenn die eingefandten Proben charakteristisch sind, Ihr Bruder nicht mehr leistet als tausend Jünglinge in seinem Alter.

Willst Du nie erkältet sein, nimm Panflavin ein

PASTILLEN



Lohn
und
Brot



für deutsche Arbeiter!



Verlangt
gestrickte

Strümpfe u. Socken

Nur mit diesem Etikett!

Allerbeste Qualität wird dadurch garantiert!

AMOL altbewährt
bei Rheuma, Ischias, Kopf-,
Nerven- u. Erältungsschmer-
zen, Ermüdung u. Strapazen.
In Apotheken und Drogerien.

1 Mel., 3 Mast., 1 Ref., 6 Str., 3 Smit- u.
Rev.-Del, 18, 14 Wenth., 400 Woff., 600 Spirit.

Vordrängen gilt nicht...



Wenn Sie aber selbst so schlank wären, könnten Sie auch dünner und beweglicher sein. Trinken Sie deshalb Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee er sorgt für jugendl. Schlankheit und Körperfrische. Wie frisch u. wohl Sie sich fühlen, welch herrliche Spannkraft auch in späteren Jahren! Packg. M.1.80, Kurp. M.9.-extrastark: M.2.25 und M.11.25 In allen Apotheken und Drogerien.

Dr. ERNST RICHTER'S

FRÜHSTÜCKSKRÄUTERTEE

„Hermes“ Fabrik pharmazeut. Präparate München 91 Güllstraße 7

Cohesal
klebt alles wasserfest

Erhältlich in den einschlägigen Geschäften

Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal, überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Eherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,30 Mark monatlich, Ausgabe B (mit Versicherung) 1,75 Mark monatlich einschl. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Bestellgeld. Die Einstellung der „Gartenlaube“ in den Postzirkel darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 5-spaltige Millimeter-Zeile. Seitenpreise und Rabatt nach Tarif. Ausnahme in allen Geschäftsstellen und Generalvertretungen der August Eherl G. m. b. H. Hauptdruckerei: Wein 3 A m e l u n g in Berlin. In Österreich für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert M o h r, Wien, Donaustraße 4. Für den Anzeigenentwurf verantwortlich: A. P i e n i a t, Berlin. — Nachdruck verboten. — Sämtliche für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Sendungen sind zu richten nach Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41. — Sprechzeit der Schriftleitung (Eingang im Neubau Kochstraße) nur Dienstag bis Freitag 11-1 Uhr. Verlag Ernst Reil's Nachfolger (August Eherl) G. m. b. H., Berlin und Leipzig. Druck: August Eherl G. m. b. H., Berlin.

Deutscher Ehrenfriedhof
an der Dampferstation Tarabya bei Konstantinopel für die an den Dardanellen gefallenen Opfer des Weltkrieges. Man hat von dort einen herrlichen Blick über den Bosphorus

Aufn. Meidhle



Gustav-Adolf-Gedächtnisfeier in Lützen
General Freiherr von Mannerheim, der Führer der finnischen Delegation (oben), und der schwedische Kronprinz (links) gedenken ihres großen Königs in eindrucksvollen Ansprachen
Aufnahmen Bittner



Hans Dominik,

der „deutsche Jules Verne“, feierte seinen 60. Geburtstag. Seine universelle Kenntnis der Technik und der Naturwissenschaften, verbunden mit dichterisch-intuitiver Phantasie befähigten ihn zur Abfassung der in Hunderttausenden von Bänden verbreiteten Zukunftsromane (sämtlich im Verlag Ernst Keil's Nachf. Berlin, erschienen), in denen er die phantastischen Möglichkeiten in der Entwicklung der großen technischen Probleme in suggestiv packender Handlung überzeugend darzustellen versteht. (Verzeichnis der Werke S. IX.)

Aufn. Scherl

Kurswechsel in Amerika

Die Republikanische Partei, die 12 Jahre ununterbrochen in Amerika regierte, hat jetzt nach einer beispiellosen Wahlniederlage die Herrschaft an die Demokraten abgeben müssen, deren populärer Kandidat Franklin D. Roosevelt (rechts), der bisherige Gouverneur von New York, mit 4 Millionen Stimmenmehrheit über seinen Gegner, den Präsidenten Hoover, siegte. Vizepräsident wird der bisherige Sprecher des Abgeordnetenhauses, John N. Garner (unten). Auch in den beiden Häusern des Kongresses haben sich sichere demokratische Mehrheiten ergeben.



Unten: Verkehrsstreik in Berlin

Durch einen wilden Streik wurden in der Reichshauptstadt auf mehrere Tage sämtliche städtischen Verkehrsmittel stillgelegt, so daß die Bevölkerung gezwungen war, zu Fuß zu gehen. Versuche, zunächst wenigstens einen Teilverkehr in Gang zu bringen, wurden an mehreren Stellen durch Sabotageakte der Streikenden verhindert oder gestört. (Bild unten rechts.)

Aufn. Scherl





Die Beinruderer

Hannah Asch, die Vielgereiste und Welterfahrene, bringt demnächst im Verlag Scherl ein neues Buch unter dem Titel „Birmanische Tage und Nächte, Reiseerlebnisse“ heraus. Sehr anschaulich und mit großer Lebendigkeit plaudert sie über ihre Erlebnisse in den Städten Birmas, schildert Land und Leute in ihrer Eigenart und Vielseitigkeit und versteht es, mit köstlichem Humor die komischsten Szenen dem Leser plastisch vor Augen zu führen. (Das Werk enthält 49 Abbildungen auf Tafeln. Ganzl. 4.50 RM.) Wir bringen ein Bild und einen Ausschnitt aus dem genannten Buch:

„In vier Booten mit sechzehn Ruderern, fünf indischen Dienern und einem Koch setzte sich unsere Expedition in Bewegung.

Nun aber kam das merkwürdigste: Unsere Bootsleute vom mongolischen Stamme der Inthas ruderten nicht mit den Händen, sondern mit den Beinen; das einzige Volk der Welt, das diese Gewohnheit hat.

Jedes Boot hatte vorn und hinten an der äußersten Spitze eine kleine Plattform, die Platz für je zwei Ruderer bot. Die Ruderer standen in Storchmanier auf einem Bein, hatten das

andere Bein um das Ruder geschlungen und ruderten mit kräftigen Beinschwüngen. Es war unfassbar, wie sie das konnten.

Die rechtsstehenden Ruderer holten mit dem rechten Bein aus, die linksstehenden mit dem linken. Sie arbeiteten in vollkommenem Takt und Rhythmus. Es war ein ganz verwegener Anblick.

Eine Weile saß ich in stummer Bewunderung vor dieser befremdenden Ruderart und sah den weitausholenden Schwüngen der durch die Ruder wie mit Hilfe von Stelzen verlängerten Beine zu.

Die Bootsleute schienen mit dem leicht an die Ruderstange angelegten großen Zeh das Ruder zu halten. Auf das obere Ende der Ruderstange hatten sie nachlässig ihre Hand gelegt. Kräftig tauchten sie das untere Ende ein und zogen es mit einer wundervollen Bewegung, indem sie den ganzen Unterkörper in der Hüftgegend in einer Dreivierteldrehung herumschwangen, durch das Wasser.

25 Jahre Chlorodont

Die Chlorodont-Zahnpaste

in Verbindung mit der Chlorodont-Zahnbürste ist für die richtige (mechanische) Zahnreinigung unentbehrlich. Mehr als 6 Millionen Menschen gebrauchen täglich allein in Deutschland die Chlorodont-Zahnpaste, die im Verbrauch sehr sparsam ist und sich vor allem durch

höchste Qualität

auszeichnet; trotzdem ist die Chlorodont-Zahnpaste 20% billiger als in der Vorkriegszeit. Unaufgeforderte Zuschriften aus allen Bevölkerungskreisen bestätigen immer wieder die große Beliebtheit der herrlich erfrischenden Chlorodont-Erzeugnisse und als Ergebnis ihrer richtigen Verwendung:

Schöne weiße und gesunde Zähne.

Zahnpaste

Tube 50 Pf., große Tube 80 Pf.

Mundwasser

hochkonzentriert

Zahnbürsten

Bürste 90 Pf., Kinderbürste 54 Pf.

WEIHNACHTS- Preisausschreiben



Wie oft wird >NORA< in obigem Bilde angedeutet?

Als Preise gelangen-zur Verteilung **Apparate und Lautsprecher** des in aller Welt bekannten und beliebten **Nora-Radio-Fabrikates**.

1. Preis:

Ein Musikschrank Noracord

W 500, enthaltend einen Fünföhren-Superhet-Bandfilter-Empfänger, elektr. Schallplatten Laufwerk, dyn. Lautsprecher mit Röhren. **Listenpreis Mk. 525.90**

2. Preis:

Eine Nora-Zweikreis-Combination

mit eingeb. dyn. Lautsprecher für selektiven Fernempfang, Form W. 320 L, in elegantem Holzgehäuse mit Röhren. **Listenpreis Mk. 228.80**

3. Preis:

Eine Nora-Einkreis-Combination

mit eingebautem Freischwinger-Lautsprecher für Orts- und Fernempfang in elegantem Holzgehäuse, Form W. 3 L, mit Röhren. **Listenpreis Mk. 138.**

4. Preis:

Ein Nora-Einkreis-Empfänger

für Orts- und Bezirksempfang, Form W. 20, in elegantem Preßgehäuse. **Listenpreis Mk. 85.50**

5.-15. Preis:

Im Gesamtwert von ca. **Mk. 300.-**

Nora-Batterie-Empfänger

für Orts- und Bezirksempfang.

Nora dyn. Lautsprecher,

Nora Lautsprecher

mit Freischwinger

Rundfunk-Fernschalter

Freischwinger Antriebssysteme

Tonabnehmer

Die Lösungen sind auf einer Postkarte, gerichtet an: **NORA-Radio G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 4, Abtl. Preisaus-schreiben bis zum 25. 11. 1932 einzusenden.** Die Reihenfolge der Gewinner wird unter Aufsicht des Notars, Herrn Dr. Ernst Golm, Berlin, durch das Los ermittelt. Die Preisverteilung ist unanfechtbar. Angestellte unserer Firma sind von der Teilnahme ausgeschlossen. Die Preisträger werden in der Nummer vom 15. Dezember in dieser Zeitschrift veröffentlicht.



NORA-RADIO

BERLIN-CHARLOTTENBURG

G
M
B
H

Die Gartenlaube



„Die Welt der Frau“
„Vom Fels zum Meer“

*

Illustriertes Familienblatt

*

Begründet im Jahre 1853
von Ernst Keil in Leipzig

Die Frau ZWISCHEN Noch und Schon

ROMAN VON HANS RICHTER

10. Fortsetzung

Copyright 1932 by Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin

„Also, wenn es nicht anders geht?“, gab Marill nach. „Dann lassen Sie uns in den kleinen Miniaturgarten da unten am Meer steigen! Erik kann ja mit seiner Schülerin Berliner Erinnerungen auffrischen; der vermisst uns nicht.“ Und, im Gehen: „Ich bin kein Mensch, der ohne Frauen leben kann, Olly. Schön, werden Sie sagen, dann hätt' ich mich von Thea eben nicht scheiden lassen sollen! Wenn man sich ein paar gute Worte gegeben hätte, wäre alles beigelegt gewesen . . . Ich habe viel darüber nachgedacht, während ich da unten mit meinen Arabern nach Wasser bohrte; Zeit genug hatte man ja dazu. Du müßtest einen Kameraden haben! hab' ich gedacht. Eine Frau, der du erzählen kannst! Thea hat immer nur mir erzählt . . . Vielleicht müßtest du auch Kinder haben, für die du arbeiten könntest! — Sie werden das für rettungslos spießbürgerlich halten, Olly?“

„Nein, gar nicht!“

Er saß da, sammelte kleine Steine auf und ließ sie ins Meer schnellen. „Und nun sehe ich Sie und Ihren Mann, und auf die kleine Studentin wartet auch schon einer. Hochzeitspärrchen gibt's ja überdies hier genug . . . Na, in fünf Tagen ist's vorbei — da fahren wir wieder ab.“

„Dann suchen Sie sich doch so eine Kameradin, Marill!“

Er stand plötzlich auf und lachte. „Sie sind mir ja schön in die Falle gegangen, Olly! Also, ich kann Ihnen das Zeugnis ausstellen: Als Ärztin sind Sie nicht übel! Aber nun sehen Sie mich doch mal an! Ist man mit solchen Muskeln Elegiker? Und meinen Sie etwa, Leute, die Phantomen nachsiefen, kämen mit dem arabischen Kropfzeug da unten aus? Wir wollen einen englischen Walzer tanzen — das gibt's beim Marabut in Tamelate nicht. Kommen Sie!“

Oben fanden Sie den Professor und Rena. „Wir haben das eben noch einmal genau besprochen: Fräulein Adriani redet mit der Generalin, die leider nicht so ganz auf dem Posten ist, und dann gibt sie uns telephonisch Bescheid. Du kommst doch mit, Marill? Die malorquinischen Wasser-

verhältnisse sind ein Kapitel für sich; da kannst du nur dabei lernen!“

„Wenn Fräulein Adriani eine Invasion zu dritt nicht zuviel wird?“

Die wehrte ab. „Es ist nur eine Formsache. Tante Carlota wird sich sicher freuen.“ —

Als sie nach Hause fuhren, piffte sie vergnügt vor sich hin. Florence Benham war auch jung; und die englischen Jungen waren zwar ein bißchen einseitig, aber doch ganz nett gewesen. Trotzdem: Die Hansfings waren anders. Schade, daß sie diese Frau Olly nicht schon früher kennen-gelernt hatte!

Und diesen Herrn Marill mußte man noch einmal recht genau über Afrika ausfragen. Lopez bohrte ja immer wieder, und die Bronchitis Tante Carlotas ging hier doch nicht weg. Vielleicht —?

* * *

Schon am anderen Tage war die Einladung der Generalin bei den Hansfings.

„Ich will auch einmal Menschen aus deinen früheren Kreisen kennenlernen, Rena!“ Damit hatte sie alle Einwendungen beiseitegeschoben.

„Du machst dir falsche Begriffe von dem Verhältnis, in dem Professoren und Studenten zueinander stehen, Tante Carlota“, wehrte sich Rena.

Aber sie war doch ganz froh, daß sie Olly Hansfing nun noch einmal bei sich sähe. Sie mußte sie fragen, wie sie ihren Beruf mit dem des Mannes in Einklang brachte, wie sie miteinander lebten, wenn sie allein waren. Aber solche Dinge konnte man eigentlich nicht fragen; man konnte sie nur aus Andeutungen heraushören, in den Augen des einen oder des anderen lesen.

Zu Heinold sprach sie wenig davon. „Wir haben alle ein bißchen für Hansfing geschwärmt, Jürgen. Wahrscheinlich haben das deine Schülerinnen für dich auch getan?“

Junge, suchende Menschen ahnen die überlegene Erkenntnis des Lehrenden und übertragen Geistiges gern ins Menschliche.“

„Na, na!“ neckte er.

Sie fühlte, daß er sie nicht verstanden hatte. „Es ist nicht so, wie du denkst. Es ist platonisch. Würde es physisch werden, dann wäre es seines schönsten Reizes beraubt. Es ist eine Strecke auf einem Wege, den wir alle gehen müssen. Nur die rettungslos Indolenten kommen darum herum.“ Aber es war ihr doch, als sähe er dem Besuch mit einiger Besorgnis entgegen.

Die zerstörte Hansing sofort, und zwar dadurch, daß er eben da war. Heinold spürte den Geistesverwandten und erkannte die Kameradschaft zwischen dem Ehepaar.

Sie waren am frühen Morgen gekommen und bald nach La Granja hinübergegangen. Das Altertümliche begeisterte den Professor. „Wir bemühen uns nun, alles in die modernste Form zu gießen, und schreien überall nach Zweckwirtschaft; dabei gehen wir über das Seelische hinweg, als ob es nicht existiere. Wir predigen den Erfolg der Arbeit und vergessen die Freude an der Arbeit — den wichtigsten Faktor: Daß die Arbeit für den Menschen da ist und nicht der Mensch für die Arbeit.“ Er saß an der Feuerstelle und träumte in den Kamin hinein. „Menschen, die am Abend hier nach der Arbeit ausruhen, die ihr Tagewerk mit der Behaglichkeit einer solchen Gemeinsamkeit, wie sie hier ist, beginnen, werden letzten Endes etwas Größeres schaffen als jene, für die jede Tätigkeit ein Zwang ist und die den ganzen Tag über nur an ihre Freizeit denken.“

Oly wandte sich leise an Rena: „Wiederholen Sie ihm das nicht in einem Kolleg in Berlin! Er wird dann nichts mehr davon wissen wollen.“

„Aber dann glaubt er es doch auch nicht?“

„Haben Sie noch nie den Kampf empfunden, den der Realist und der Romantiker in uns führen? Denkende Menschen wollen immer den Zweck des Lebens erkennen, und in den alltäglichen Dingen müssen sie daran scheitern.“

„Warum?“

„Weil, logisch durchdacht, eigentlich jeder Weg ein Irrweg ist. Wir predigen moderne Arbeitsmethoden, wir haben sichtbare Erfolge damit, aber die Menschen werden darüber nicht zufriedener. Sie verdienen Geld, aber ihre Ansprüche steigern sich im gleichen Maße. Das Niveau ändert sich, aber es bessert sich nicht. Wir erkennen das und verfallen ins Gegenteil: in die Primitivität. Sehen Sie meinen Mann, wie er dort sitzt! Er gaukelt sich eine Einfachheit vor, in der er wahrscheinlich keine drei Tage leben könnte. Er erfreut sich an dem hübschen Bild der Peone und Mägde, die am Abend hier um das Feuer sitzen. Das regt seinen Geist an; die hier aber verstumpft es.“

„Und wenn er das sieht?“

„Er wird es nicht sehen; er wird unwillkürlich die Augen schließen und weggehen; er wird etwas in sich verteidigen müssen, weil es ihm Kraft gibt, Neues zu schaffen.“

„Denken Sie immer so viel über Ihren Mann nach?“

„Müssen wir das nicht? Ein schrankenloses Ausleben des Individuums ist gegen die Naturgesetze, die ihm überall Grenzen ziehen. Menschen, die nur sich kennen, sollten Junggesellen bleiben!“ Es lag nicht die Spur von Resignation in ihren Worten; die ganze Frau strahlte eine selbstverständliche, ausgeglichene Ruhe aus, die überzeugend wirkte. „Sie können mir mit guten Argumenten kommen — mit scheinbar guten Argumenten, Fräulein Adriani. Sie sehen in mir die Ärztin und in meinem Mann den Gelehrten. Sie denken vielleicht an das Schlagwort der Kameradschaftsehe im allmodernsten Sinne: Zwei Menschen zufällig verschiedenen Geschlechts haben eine Gemeinschaft begründet; sie leben miteinander und arbeiten für

sich. Weil sie nun einmal Mann und Frau sind, ergeben sich gewisse Folgerungen daraus, die sie nun einmal ziehen müssen; das ist alles. Aber das haben wir nie gewollt. Ich bin nicht simple Hausfrau geworden, weil ich dann nicht neben meinem Manne hätte stehen können. Ich bin aber auch kein Lusttierchen. Ich fülle meinen Beruf aus, weil ich so zu wachsen glaube; aber ich werde ihn zurückstellen, wenn es notwendig ist.“

„Und wann wäre es notwendig?“ wollte Rena wissen. Sie ahnte die Antwort, wollte aber die andere sie aussprechen lassen.

„Wenn Kinder da sind! Zurückstellen heißt aber nicht: aufgeben. Aufgeben würde ich meinen Beruf nur, wenn er sich störend zwischen uns schöbe.“

Als sie dann über den Hof dem Herrenhaus zugehen, Oly an Renas Seite, geschah es zum ersten Male, daß sie ihren Arm in den der anderen schob. „Ich schließe mich nicht leicht an, Fräulein Adriani; aber Sie und ich, wir sind ähnlich, meine ich. Unsere Männer — wenigstens von dem meinen weiß ich das gewiß — werden nun sehr gelehrte Gespräche über rationelle und irrationelle Wirtschaft anfangen, trotz allem vorhin geäußerten Idealismus. Aber wenn Ihr Wissensdurst es erlaubt, wollen wir uns einmal nicht daran beteiligen.“

„Mein Wissensdurst schweigt heute“, entgegnete Rena.

„Wirklich?“

Nun wurde sie doch rot. „Bei Ihnen weiß man nie, gnädige Frau, wie weit Sie Gedanken lesen können.“

„Also will ich's mal versuchen. Sie beschäftigen sich mit dem Geheimnis Marill?“

„Wenn's ein Geheimnis ist?“

„Wohl doch! Wir andern liegen alle klar da, mit unseren Zielen. Nur unser guter Freund Marill ist sprunghaft und unberechenbar. Einmal erscheint er wie ein Siegfried, der keine Hindernisse kennt und der nur auf Drachen und ähnliche Ungeheuer wartet, die er töten kann — entschuldigen Sie den Vergleich! —, und dann wird er plötzlich und unerwartet zum Märchenzerzähler und Träumer. Er und mein Mann haben viele Expeditionen miteinander gemacht, als beide noch unverheiratet waren. Solche Freundschaften müssen wir Frauen mit übernehmen, und ich habe mich auch keinen Augenblick dagegen gewehrt, obwohl es in diesem Falle für mich nicht ganz leicht war.“

Rena sah sie fragend an. „Ich wußte nicht, daß Herr Marill verheiratet ist. Sie und seine Frau sind verschieden? Ist's das?“

„Marill ist geschieden. Die Scheidungsklage lief während unserer Verlobungszeit, und die Trennung wurde kurz nach unserer Hochzeit ausgesprochen. Ich kannte Thea Marill, und ich kannte ihn, und Sie werden verstehen, daß es nicht leicht für eine Frau ist, die sich gerade eine Ehe zimmern will, wenn sie den Schiffsbruch einer anderen, bei der sie beide Menschen schätzt, mit ansehen muß. Beide Menschen . . . Bitte, wundern Sie sich nicht darüber! Marill hatte einen guten Posten in Berlin bei einer Behörde. Geldfragen spielten keine große Rolle in dieser Ehe, denn er hatte sein Gehalt und auch ein bißchen Vermögen, das er sogar vermehrte; aber er war kein Büromensch und fühlte sich nicht wohl. Thea aber lebte in der Berliner Gesellschaft. Im Golf- und Tennisklub und auf den großen Ballen des Winters war sie eine bekannte Erscheinung. Sie hatte das, was man neuerdings ‚Sex appeal‘ nennt . . .“ Frau Oly unterbrach sich und sah Rena prüfend an. „Wissen Sie, daß Sie das auch besitzen, Fräulein Adriani?“

Die warf fast unwillig den Kopf in den Nacken. „Ich habe mich bisher noch nicht viel mit mir selber beschäftigt.“ Aber sie dachte doch an den Eindruck, den sie auf Männer

gemacht hatte, ohne eigenes Zutun: an Leo Persenn, an Billalonga; und sie dachte auch an Jürgen Heinold . . . Und jetzt eben sah sie den Ingenieur drüben im Garten neben ihrem Verlobten stehen, während Hansing sich einen Sessel neben Doña Carlotas Langstuhl gerückt hatte und mit ihr sprach. Marill und Heinold schienen ganz in ein Problem vertieft zu sein. Wenn er die versunkenen Augen von neulich bekommt, dachte sie, dann ist er Jürgen sehr, sehr ähnlich; und dann wieder kann er ganz anders sein . . . „Ich möchte wohl wissen, wie diese Thea Marill eigentlich aussieht“, sagte sie. „Glauben Sie, daß er sich noch nach ihr sehnt? Daß er an sie denkt, meine ich?“

Oly sah Rena scharf an. „Er sehnt sich nach der Frau . . . Das haben Sie neulich ja selber gehört. Nach einer Frau . . . Ob es Thea ist, das kann noch kein Mensch wissen.“

Als dann später Heinold mit den Gästen an das Meer hinunterging, blieb Rena bei Doña Carlota sitzen. Die war, trotz des warmen Tages, fest in Decken verpackt, und Jaime hatte vorsorglich eine spanische Wand als Windschutz neben ihrem Stuhl aufgebaut.

„Er verpimpelt mich! Und wenn man was dagegen sagt, macht er traurige Hundeaugen, so daß man zuletzt doch tut, was er will. Ihr verpimpelt mich alle! Früher hatte ich nur gegen Jürgen und meinen Chor hier zu kämpfen; jetzt bist du auch noch dazugekommen.“ Das klang mürrisch; dabei aber lachte sie leise, so daß man sehen konnte, daß ihr dieses Umhertreiben doch wohl tat.

„Du weißt, daß du dich vorsehen mußt, Tante Carlota! Da du ja nun doch einmal nicht reisen willst . . .“

„Wer sagt dir, daß ich nicht reisen will, Mädel? Dein deutscher Professor hat vorhin so von Afrika geschwärmt, daß in mir altem Weiblein Jugenderinnerungen wach geworden sind. Ich muß dir etwas gestehen, Rena: Die Zeit auf Kuba — das war die Zeit, in der ich wirklich gelebt habe und von der ich heute noch zehre. An Ritte und Wüstenlager darf ich natürlich nicht mehr denken; paßt auch nicht in das Afrika, das für Rekonvaleszenten in Betracht kommt. Jedenfalls will ich mir's überlegen und noch mal mit Lopez darüber sprechen. Dir würde es auch nicht schaden, Rena!“

„Mir?“

„Verlobte werden rasch einseitig — dagegen muß man etwas tun!“ gab die Generalin philosophisch zur Antwort, ging aber dann auf das Thema nicht weiter ein. „Deine deutschen Freunde haben viel frischen Wind in unser altes Mar y Sol gebracht. Du bist auch anders heute.“

Das wollte Rena genauer wissen.

„Du mußt junge Menschen um dich haben! Wir sind zu verstaubt. Das geht alles in festen Formen hier, in viel zu festen Formen; und wenn man mal dagegen boxen will, dann macht Julia strafende Augen, Jaime staunt, Sofia versteht nicht, und dann gibt man's eben auf. Ist ganz vernünftig, die Idee, daß ihr erst einmal nach Berlin zieht. Dein Examen solltest du wirklich machen! Nicht der Gelehrsamkeit halber — für uns hier bist du klug genug —, aber um deiner selbst willen und um Jürgens willen. Der sitzt mir auch zu sehr im Mottenschrank.“

Das war heute eigentlich gar nicht der Fall. Als sie mit der „Rena“ aufs Meer hinausfuhr, bildeten die Herren eine fast ausgelassene Mannschaft, Oly Hansing war ein würdevoller Kapitän, und Rena wurde zum Smutje ernannt und durfte in dem kleinen Kochraum die Konserven aufwärmen.

Beim Büchsenöffnen wollte ihr Heinold helfen. Weil er mit den Dingen aber nicht zurechtkam, schob Marill ihn zur Seite. „Lassen Sie einen erfahrenen Weltenbummler auch etwas tun, Doktor!“

Er hatte wirklich große Erfahrung: schwenkte Kartoffeln wie ein ausgelerner Koch, servierte wie ein Steward und war nicht davon abzubringen, daß er nachher auch noch die Teller spülen müsse.

Nur Oly schien zu merken, daß sein Blick immer wieder verstohlen auf Rena ruhte, die in ihrem weißen Segelanzug mit den nackten Armen wunderschön aussah. Und sie nahm sich vor, mit Marill einmal über die Studentin zu sprechen. Man hatte schon Pflichten den Kameraden des Mannes gegenüber — und für seine Studenten schließlich auch.

* * *

In Alnina trafen Marill und Rena sich noch einmal wieder.

Eigentlich war gar keine Zeit mehr dazu gewesen, denn dies war der letzte Tag: Der Dampfer von Marseille sollte am Nachmittag einlaufen und am Abend nach Algier in See gehen. Und eigentlich hatten die Hansings für diesen Vormittag noch einen Spaziergang auf das alte Belver festgelegt. Aber Marill hatte die halbe Nacht über einer neuen Bewässerungsanlage für Alnina gebrütet, die er der Generalin vorgeschlagen hatte und die noch mit Rena zu besprechen war. „Man muß doch ein Gastgeschenk haben“, entschuldigte er sich.

So saßen Oly und Erik Hansing allein auf dem runden Turm. Die alte Frau, die sie unten durch die leeren Räume geführt und versucht hatte, sie mit nüchternen Worten, wie „Cocina“, „Comedor“, „La Capilla“, zu beleben, war weggeschlurft und scharwerkte unten in ihrer Küche.

Oly war nachdenklich. „Ich hab's immer gesagt, und meine gute Mutter war regelmäßig entsetzt darüber: Einer von meinen Vorfahren muß einmal aufgehängt worden sein, wegen einer richtigen, saftigen Dummheit, oder mindestens muß er zehn Jahre seines Lebens in so einem Hungerloch gefessen haben, wie wir es eben da unten staunend besichtigten. Mutter will nichts davon wissen, aber ich lasse es mir nicht ausreden. Das rumort in mir, und wenn ich in so einer alten Burg sitze, wird es wach. Dann sehe ich da draußen auf dem Meer eine Piratenflotte heransiegeln, und ich sitze hier als König und weiß ganz genau, daß ich gute Schiffe im Hafen habe, daß ich bald auslaufen und die Seeräuber schlagen werde.“

„Sehr hübsch und idyllisch!“

„Spotte nicht! Ihr Männer habt Geschlechtsvorfahren, die das seit Jahrhunderten gründlich besorgt haben. Sie haben gerauft und sich getakelbalgt, und die armen Frauen haben daheim warten können und weben. Eine anregende Beschäftigung . . . Ja . . . Wir sind systematisch verdummt worden, und weil wir jetzt rasch ein paar Generationen in der Entwicklung nachholen wollen und dabei gelegentlich abschweifen, gibt's Komplexe.“

„Schnucks, ich kenn' dich genau genug: Das ist nicht aus dem hohlen Faß geredet!“

„Ist's auch nicht! Ich denke an deinen Freund Marill und an deine Studentin. Es gefällt mir nicht, daß er da heute hingelaufen ist. Diese Rena ist ein selbständiger, kluger Mensch; aber weil sie nun mal weiblichen Geschlechts ist, schleppt sie alle möglichen Vorurteile und andere Belastungen hinter sich her, die ihr zu schaffen machen.“

„Es ist Sache ihres zukünftigen Mannes, ihr dabei zu helfen, Schnucks.“

„Lieber Erik, ihr könnt uns in vielem helfen, aber dabei nicht. Da stehen wir immer allein. Wenn sie ein Dummchen wäre, dann gäb's keine Schwierigkeiten. Sie wird ja einmal alles haben, was man sich im materiellen Sinne wünschen kann. Ich sage auch nichts gegen Heinold. Er ist ein idealer Gatte, aber er ist ein Träumer. Und gerade, weil alles Äußere so klar liegt, wird sie sich innerlich Berge aufstürmen, die sie nun einmal beseitigen muß.“

„Und du meinst, in dieser Arbeit störe Marill sie?“

„Ja und nein. Als Medizinerin vertrete ich die Ansicht, daß diese Kämpfe am besten vor der Ehe ausgefochten werden sollten und daß dieses Sichfinden eigentlich der tiefinnerste Sinn der Verlobungszeit ist; man könnte ihren Zweck sonst nicht recht einsehen. Und als Mensch möchte ich der Geschlechtsgenossin einen ungleichen Kampf ersparen.“

„Ungleich, Oly? Warum ungleich? Ich denke, sie sind beide erwachsene, kluge Menschen?“

„Lache nicht, wenn ich mich jetzt auf Gebiete begeben, die man funktionell noch nicht beweisen kann! Denn ich muß dir reumütig eingestehen: Im Psychischen sind wir Ärzte immer noch recht schwach. In Rena kämpft etwas; das haben wir vorhin festgestellt. Das macht: Sie ist einmal stark und einmal schwach, je nachdem sie sich in der Defensive oder in der Offensive mit sich selbst befindet. Das gläubige Dummchen wäre gerade jetzt ganz stark und vorläufig unangreifbar. Das rächt sich später; denn unsre Kämpfe bleiben uns nie erspart, so oder so. In Marill aber sucht etwas. Alles in ihm ist auf eigene Rechtfertigung Thea gegenüber gestellt und auf einen — nenne es meinetwegen — Geschlechtsruf nach der Frau. Vorläufig sieht er, um Goethe übertragen zu zitieren, Helenen — das ist Thea — in jedem Weibe. Denn er hat nie stärker um Thea geworben als gerade jetzt, wo er sich in seiner Einsamkeit nicht mehr zurechtfindet.“

„Das ist absurd, Schnucks!“

Sie lächelte fraulich. „Und was wirst du sagen, wenn ich dir jetzt ein Geheimnis anvertraue? Daß nämlich Thea sich noch nie so sehr auf Marill eingestellt hat wie in den letzten Wochen?“

„Woher willst du das wissen?“

„Aus dem Brief, den ich mit List und Tücke aus dem Fach beim Portier herausgeholt habe, ehe meine bequemen Männer zum Frühstück erschienen. Ich wollte nämlich nicht, daß er die Handschrift erkennen sollte. Und mit dir spreche ich jetzt, weil ich nicht will, daß ein Geheimnis zwischen uns beiden steht.“ Das sagte sie ernster als das Vorhergehende und sah ihn dabei an. „Ich möchte so gern, daß andere mit den Kleinigkeiten des Lebens, die nur durch eigenen Unverstand Hindernisse werden, die wir nachher nicht wegräumen können, ebenso leicht fertig werden wie wir.“

Er streichelte ihren Arm. „Sollen wir nun von uns sprechen, Oly?“ Und es klang sehr warm, als er das sagte.

Sie sah ihn an. „Von uns wollte ich auch reden, Erik. Ich werde wohl, wenn wir von dieser Reise zurückkommen, meine Praxis vorläufig einmal aufgeben . . .“

„Oly —?“

„Es wird dann wohl nicht mehr gehen. Man ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt, wenn man. — wenn man ein Kind erwartet . . .“

Sie waren dicht aneinandergerückt und sahen auf das blühende Land zu ihren Füßen und auf das ruhig atmende Meer. „Es soll ein fröhlicher Mensch werden!“ sagte er leise. „Aber nun mache ich mir doch Vorwürfe, daß ich dich mitgenommen habe.“

Sie schloß ihm den Mund. „Wenn ich so etwas nicht geahnt hätte, hättest du schon in Berlin sagen können. Aber dann wärst du in ein Dilemma geraten, und ich will unsern künftigen Jungen oder Mädchen etwas von deinem Abenteuererum mitgeben. Dich hat es immer hinausgetrieben; dein Kind soll nicht anders sein.“

„Auch das Mädchen?“

„Es wird in Zukunft immer leichter sein, sich als Mädchen zurechtzufinden, Erik. Weil wir weiterkommen.“

„Und außerdem hat es ja deinen aufgehängten Vorfahren im Blut!“

Sie gab ihm einen Nasenstüber. „Das ist todernst, Professor: Der Mann im Hungerturm revoltiert in mir. Ich habe vorhin sogar so eine Ahnung gehabt, als hätte er hier gegessen; es hat so merkwürdig in mir rumort, als ich vor dem Loch stand.“

Er sah gelassen nach der Uhr. „Es ist zwölf durch, Schnucks. Ich glaube deine innere Unruhe zu verstehen.“

„Soupe à la reine, mouton rôti, poulet, salade de la saison, fromage, fruits“, deklamierte sie. „Ich will dir nur rasch vorher noch sagen, was Thea mir geschrieben hat. Sie hätte plötzlich genug von dem gesellschaftlichen Lärm der Riviera gehabt, erzählt sie, und sie wolle etwas erleben. Deshalb trägt der Brief den Poststempel Mar-seille, und Thea ist auf dem Wege nach Spanien. Wahrscheinlich ist sie schon dort.“

„Und was bedeutet das, Oly?“

„Vielleicht eine Ruhelosigkeit, über die sie sich noch nicht klar ist; vielleicht auch ein Fiasko ihrer früheren Lebensanschauungen. Spanien ist unbequem, und unbequemen Dingen ist Thea bisher aus dem Wege gegangen. Von Werner schreibt sie kein Wort.“

„Willst du mit ihm reden?“

„Nein. Es ist wie in der Juristerei: Man soll in schwebende Verfahren nicht eingreifen.“

* * *

Zu derselben Zeit erwartete Rena ihren Gast in Alnina. Er hatte am Morgen telephoniert, und seitdem beschäftigte sie sich mit seinem Besuch.

Sie war zu Heinold gegangen und hatte ihn um seine Begleitung gebeten. Aber der hatte auf sein Manuskript gezeigt. „Ich sitze wieder mal mitten in der Vergangenheit, Rena-Kindchen, und ich verstehe von den Dingen doch nichts. Natürlich bin ich Herrn Marill sehr dankbar, und wenn es etwa unhöflich wäre, daß ich ihn nicht auf Alnina begrüße —“

Sie nahm es als Schicksal. „Er wird es dir nicht übelnehmen, Jürgen.“ „Dann — nicht wahr? Sieh mal: Ihr wollt mich ja nicht einmal mit nach Afrika nehmen, und die Woche, die wir noch haben, möchte ich möglichst viel mit dir zusammensein. In drei oder vier Wochen bin ich fertig. Eines schönen Tages bin ich einfach da, und der gute Chopin ist dann, verpackt und versiegelt, auf dem Wege nach Berlin. Und wenn sie mich daraufhin nicht zum Professor machen, dann kann ich ihnen eben nicht helfen.“

„So ehrgeizig, Jürgen?“

„Ich will mich nur neben dir nicht verkriechen müssen, Rena. Entsetzlich egoistisch komm' ich mir vor, daß ich dich hierher, in die Einsamkeit von Mar y Sol verschleppt habe und dich hier, wie ein Drache, vor allem Fremden behüte.“

„Guter, alter Drache!“ lächelte sie. „Du läßt mich heute ja auch nach Alnina gehn!“ Und sie fühlte, daß ihre Stimme bei den Worten zitterte . . .

Nun saß sie allein im Garten und sah auf die Landstraße hinaus, auf der das Auto ja kommen mußte. Nein, sie hätte nicht hierhergehen sollen! Man durfte sich nicht zuviel zumuten, sich nicht immer wieder auf die Probe stellen wollen. In allem, was sie tat, suchte sie ja den Beweis für sich selber: den Beweis der Zusammengehörigkeit mit Heinold, die ihr allein das Recht gab, seine Frau zu werden. Und sie sehnte sich nach der Unbefangenheit, mit der sie früher den Dingen gegenübergestanden hatte. . . . Es war etwas Gleiches in ihr und Marill; das klang auf und einte. Und sie wußte nicht, ob es nur die Erinnerung an frohe Studentenmonate war oder ein Zueinanderstreben, dem man sich nicht entziehen konnte.

(Fortsetzung folgt)

Tag der Toten

Von Klara Hofer

Der Kirchhof, man muß es schon sagen, sieht sonst ein bißchen verwahrlost aus. Langes Gras weht im Winde, hier und da lebt eine Brennnessel ein geruhssames Leben, abgeblühter Mohn steht mit dicken Samenköpfen. Wie traurig sehen die vielen Sandhäufchen hinter der Kirche aus, auf die die Sonne brennt oder der Regen tropft und auf deren grünbeschaltete Holzkreuzchen der Dorfstichler gemalt hat: Hier liegt die kleine Babett Mederer, oder auch: der kleine Jakob Hollwed.

Vorn die großen Gräber, trotz Gras und Hahnenfuß, prunken mit dicken Blumen und schrecklichen Steinmehsteinen. Bei ganz Bornehmen ist die Photographie unter Glas im Stein; jeder kann sehen, wie er oder sie, die hier liegen, ausgeschaut hat. Sie haben hölzerne Gitter, schön ausgesägt und hellbraun und grün bemalt, das ist die letzte Mode, früher hatte man grau mit bayrisch-blau. Ein paar schämen sich, daß sie so altmodisch sind, und gerade sie sind die allerschönsten. Wunderfeines Schmiedewerk, Kreuze in Rosengerant, mitten drin ein eisernes Herzöffnend, dessen Türchen ein wenig auseinander stehen, daß man sehen kann, was im Herzen steht. Es steht „Jesus“ darin oder die vier Buchstaben vom heiligen Kreuz. Auf den Gräbern wächst die Brunner-Rose, die dunkelrot blüht, oder die Blume Fliegendes Herz, Herbstastern, Dorfgartenchrysanthen, rote Päonien und dunkelgelbe Ringelblumen und gefüllter Mohn mit krausen Puschelblüten.

Wie das Jahr vorrückt, geht die Blume Frauenherz schlafen, die weißen und die roten Pfingstrosen und der Schlafmohn, und nur die Rose Ulrich Brunner und die orangegelben Ringelblumen sehen zu, wie die Herbstastern und die Chrysanthenen Anastasia und Normandie aufwachen und karminrot und rosenrot aus ihren Blätterköpfen blicken. Über den Ottenberg kommen abends Wolken, die nach Schnee aussehen, der Allerheiligenwind geht über die verlassenen kleinen Gräber, die sich frierend ducken und an denen nur Sonntags nach der Andacht eine verarbeitete Frau ein stilles Vaterunser oder einen Englischen Gruß betet. Auf den weißen Herbstastern und den Chrysanthenen Anastasia und Normandie liegt Reif, und die Rose Ulrich Brunner weiß schon, daß sie ihre Knospen nicht mehr aufblühen sehen wird. Von der Blume Weinendes Herz ist gar keine Spur mehr da, und von den Rissenpäonien nur braunes, faltiges Laub. Aber gerade nun kommt der große Tag des Kirchhofs.

Von weit und breit her kommt es am hellen Werktag über die Felber gewandert, von Zschhofen hinter dem Hasloh-Wald und von Eizlohe hinter dem Bachwald und von Pfeffertshofen den Berg herab und von Mühlen und Loderbach die Staatsstraße herauf, lauter Frauen und Mädchen und Kinder. Sie tragen Futtertschreinen mit der Erde der heimatischen Felder, Tannenzweige aus dem Wald ihres Ortes, Blumenstauden, die der Hausgarten schickt, Töpfe mit vornehmen Pflanzen vom städtischen Herrn Gärtner, der Ort der Toten wird lebendig wie nie, die Pfingstrosenblätter und die Ringelblumen, der Mohn mit seinen dicken Samenköpfen, und nun gar Nessel und Hahnenfuß müssen hinaus, hier wird ein Stein gerichtet, dort pinselt der Schreinersepp an einem Geländerlein, und vor den verlassenen Sandhäufchen hinter der Kirche knien die verarbeiteten



Dorffriedhof im Paznauntal

Aufnahme Hedwig Frankenstein

Frauen und die Mädchen mit den früh verrunzelten Stirnen im Kirchhofsgras, und immer neu kommt es über die brachen Felder gezogen.

Am Allerheiligentag ist der Kirchhof ein Paradiesgarten, denn auf Erden können solche Blumen nicht blühen. Die Rosen sind veilschenfarben und die Asten himmelblau, und was keines Gärtners Kunst zu züchten verstand, wird hier Ereignis und blickt aus nordischer Kargheit. Alle Hügel sind aufgefüllt mit der Heimaterde, die die Toten nährte und die die Toten bestellten, es grüßt sie der Wald, der ihnen für ihre Pflege Wärme und Licht gab, die Blumen aus dem Gärtchen vor dem Haus, das ihren ersten Schrei, ihren letzten Seufzer vernahm. Die roten Ebereschensbeeren der Bäume, die ihren Kirchweg begleiteten, die fedrigen Fruchtstände der heimischen Clematis, die die Tannenheden seitwärts der Staatsstraße durchklettert, die ihre Marktfahrten sah. Auf den prozigen Steinmehsteinen stehen anspruchsvolle Blumen mit gelockten Blättern und lassen die Köpfe hängen, und über den köstlichen und naiven Eisenkreuzen hängen die Gewinde aus den Totenblumen der Alten und Neuen Welt, den Calendula, die in Indien den Götterbildern um den Hals gelegt werden und in Mexiko die Grabkapellen krönen.

Aber bunter und prangender ist nichts als der Kirchhof der Kleinen. Babett und Resi haben weiße Kränze, von denen lange Tüllschleifen bräutlich wehen, und Michl und Franzl schlafen „mit Rosen bedacht, mit Nägelein bestedt“. Wenn es auch papierene Nelken und Rosen sind. Um ihre Hügel sind Blattkränze gelegt, Schneebeeren darüber geschüttet, rottörnige Vogelfrüchte blümen die schwarze Heimaterde, Stiefmütterchen blicken aus schwarzen und gelben Blumenaugen. — Hier sind müde Füße über Tal und Berg gegangen, und man sieht Babett und Michl in der himmlischen Freud' lächeln über ihr holdes Grab. Und vielleicht sieht unten ein tränenvolles Auge aus dem Blattwerk den starken Reim des neuen Frühlings blicken und weiß' das Zeichen zu deuten.

Herr und Frau Biedermeyer

Von Dr. Käte Gläser



August Kaselowsky: Kommerzienrat Wilhelm Ermeler in Rom 1841. Besitz: Stadt Berlin

Links: Eduard Magnus: Marie Magnus
Privatbesitz Potsdam



Das Biedermeyer ist für uns immer noch die „gute alte“ Zeit. Damals, so glauben wir, lebten die Menschen noch glücklicher dahin in geruhsamem Handel und Wandel. Das Zeitalter der Technik mit dem verzehrenden Tempo lag noch weit, als die Postkutsche gemächlich durchs Land rollte. Und da aus den Jahrzehnten zwischen den Befreiungskriegen und dem Revolutionsjahr 1848 keine großen geschichtlichen Taten und Umwälzungen zu melden sind, so nehmen wir an, daß das gesamte öffentliche Leben, wie auch das aller einzelnen von Frieden und Muße erfüllt gewesen sei, bekränzt von den beschaulichen Freuden eines schlichten biedereren Daseins. Das alles sagt ja der Name: Biedermeyer!

Wenn man nun aber die Menschen jener Zeit befragt, wenn man in ihren Briefen und Tagebüchern blättert, dann wandelt sich rasch das Bild. Sie tragen in sich die gleiche Unrast und Unsicherheit wie wir, Frieden und Ruhe sind ebenso selten zu finden wie heute. Die politisch stillen Jahrzehnte des „Vormärz“ sind voll heimlichen und offenen Kampfes um eine parlamentarische Regierungsform. Die Maschine schickt sich an, Segen und Fluch, ungelannten Reichtum und ungelannte Armut um sich zu verbreiten. Dampfschiff und Eisenbahn steigern das Lebentempo zu ungewöhnlicher Hast. Die Großmacht der Presse entsteht. Der Welthandel dehnt sich aus. Die Zeit wird Geld.

Es sollen hier nicht die Namen all der vorwärtstürmenden Geister aufgezählt werden, deren Werk über ihre Zeit hinausgriff und noch heute nachwirkt. Sie alle — Politiker, Wirtschaftsführer, Dichter, Philosophen, Wissenschaftler — verarbeiten die großen Erkenntnisse und Um-

wälzungen, die der Menschheit in den gewaltigen Erschütterungen um die Jahrhundertwende Schlag auf Schlag gewonnen wurden. Sie bereiten in zäher Kleinarbeit das vor, was die zweite Jahrhunderthälfte wieder ausholend wirken sollte. Wenn dieser Zeitraum auch im großen still erscheint, im einzelnen ist er unruhig und bewegt. Die Entwicklung bleibt nicht stehen, sondern treibt in breiter Front unaufhaltsam vorwärts.

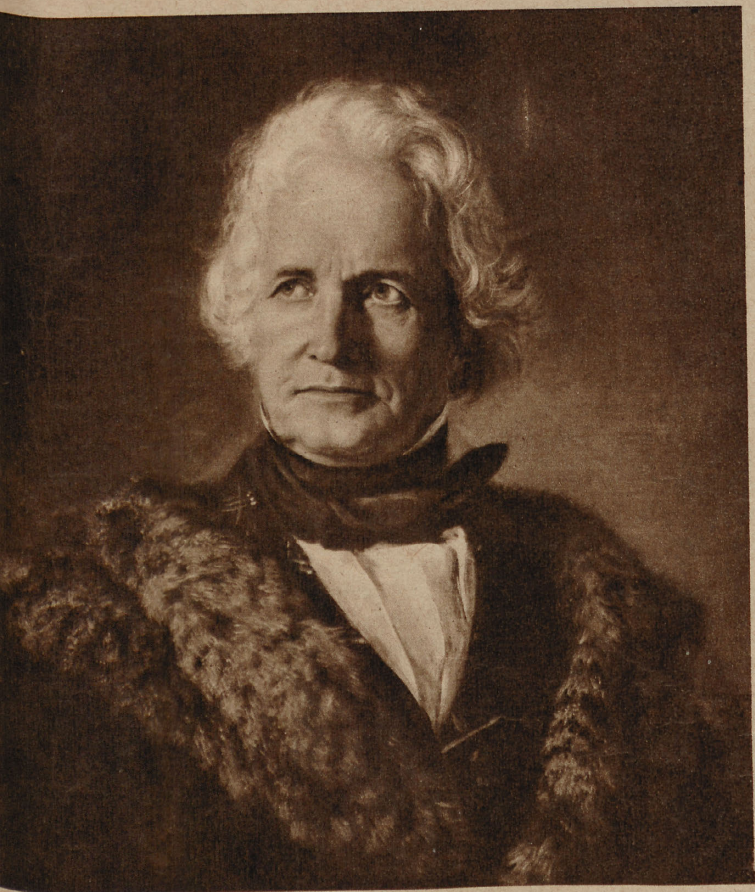
Und wenn nun auch das Leben der Menschen nach außen hin ruhiger verlief als in unserer nervösen Zeit, so waren damals alle Kreise um so mehr bemüht, Bewegung in sich selber zu finden und zu wecken. Das Biedermeier ist eine Blütezeit der Salons, der kultivierten Geselligkeit, der gepflegten Mitteilbarkeit in Gesprächen, Briefen und Tagebüchern. Es ist eine Zeit der überschwenglichen Begeisterung für Theater, Musik und Kunst; daneben eine Periode begabten Dilettierens: alle schreiben gut, malen und musizieren. Bildungseifer und geistige Bereitschaft finden sich in allen Schichten. Da wird jedes neue Buch ungeduldig



Carl Begas der Ältere: Frau Baumeister Fischer mit ihrem Töchterchen. Privatbesitz Berlin

erwartet, geht viel besprochen von Hand zu Hand; die Kunstausstellungen sind lang nachwirkende Ereignisse, die Konzertsäle werden gestürmt.

Selbst wenn wir nun alles das uns vergegenwärtigen, so bleibt dennoch etwas von der verbreiteten Ansicht in uns haften; die Menschen des Biedermeiers seien recht kleinbürgerliche, steif-leinene und spießige Erscheinungen gewesen, die im engen Winkel das Leben aus ihrer Froschperspektive sahen. Wir denken an die Hagestolze und komischen Räuze, wie sie die Maler Spitzweg oder Hofmann aufstößten, an die „kleinen Leute“, wie



Adolf Henning: Der Bildhauer Christian Rauch 1849
Privatbesitz Berlin

Rechts: Wilhelm Woch: Kronprinzessin Elisabeth von Preußen
Privatbesitz Berlin, Schloß Tegel





Julius Schoppe: Adelheid Schoppe, eine Nichte des Künstlers. Privatbesitz Berlin

sie Richter und Schwind zeichneten — und vermuten leicht, die ganze Welt sei damals mit solchen biedereren Gestalten bevölkert gewesen. „Hinzu kommt das Seltsame der Tracht, die immer noch altmodisch und muffig erscheint: die Männer im Bratenrock mit Vatermördern und hohem Zylinderhut, die Frauen in Reifröcken, Schuten und kunstvollen Frisuren, alte Damen mit Spitzenhauben und Nüsschen, Kinder, die wie possierliche Miniaturausgaben von Erwachsenen aussehen. Ist also die Bezeichnung „vornehmes Biedermeier“ nicht ein Widerspruch in sich?

Wenn man wissen will, wie die Menschen früherer Zeiten wirklich aussahen, so muß man zu den Malern gehen; sie sind die unbefangenen und zuverlässigsten Schilderer. In den Bildnissen aber überleben die Zeitgenossen sich selber und ihre Epoche.

Das Biedermeier hatte noch eine hochentwickelte Porträtkunst in breiter Anwendung. Wenn wir heute zum Photographen gehen, um eine Aufnahme von uns machen zu lassen, so besuchte man damals den Porträtisten, der oft für geringes Geld ein handwerklich gutes Bildnis anfertigte. Aber auch die bedeutenderen Maler widmeten sich diesem Kunstzweig mit Geschick und Eifer, so daß heute Biedermeierporträts aus allen Gesellschaftskreisen vorhanden sind oder wieder zutage gefördert werden. An ihnen zeigt sich, daß in diesen „kleinmeisterlichen“ Bildnissen die Biedermeierkunst ihren schönsten und sichersten Ausdruck gewann.

Man erkennt auch aus diesen Porträts auf den ersten Blick, daß das 19. Jahrhundert das des Bürgers ist. Er gibt der Zeit das Gepräge, Besitz und Bildung sind sein Stolz, er ist seines Wertes sicher und seiner Leistung froh. Dieser bewußt bürgerliche Mensch steht allem übertriebenen Pomp feindlich gegenüber, er liebt das Einfache, Gelegte, Klare.

Die damals von England ausgehende neue Mode betont, namentlich in der Herrenkleidung, das Unauffällige, Gediegene, zur jeweiligen Gelegenheit Passende. Das „Civil“ setzt sich durch, selbst Könige lassen sich als vornehme Bürger porträtieren. Ebenso haßt der Biedermeiermensch alles Gezierte im Wesen. Er gibt sich sachlich und nüchtern, genau so wie er ist, geradlinig, ungehemmt streng, tüchtig und tätig.

Für das große Repräsentationsporträt, wie es Barock und Rokoko herausbildeten — theatralisches Pathos, prunkende Attribute — hat das Biedermeier kein Verständnis mehr. Den neuen Menschen fehlt der Sinn für große Mäuren. Sie haben einen neuen Begriff von Eleganz und Vornehmheit: nicht die Attribute, sondern der Charakter offenbart die wahre Bedeutung; der Wert der Persönlichkeit muß sich im Antlitz spiegeln.

Und so findet man in den sogenannten Gesellschaftsporträts aus diesen Jahren fast überall den ausgeprägten Typus der Dame von Welt oder den des eleganten Herrn. Die natürliche Zurückhaltung wirkt ungewollt aristokratisch. Alles Dekorative tritt mehr zurück, allein das Menschliche im Ausdruck entscheidet.

Alle diese Damen und Herren der vornehmen Kreise geben sich schlicht und zurückhaltend. Von einem gefühllosen Sich-Zieren oder von steif-leinener Unbeholfenheit, wie wir es vielfach im Biedermeier vermuten, ist nichts zu merken. Ebenso ist aber an den Bildnissen der wohlhabenden Bürger kaum etwas Spießiges und Sentimentales zu spüren. Die Frauen geben sich natürlich, oft voll Feiterkeit und Liebreiz. Die Männer haben einen offenen Blick, sie zeigen sich ungeziert und entschlossen. Sie lieben keine modische Übertreibung oder Gedehhaftigkeit. Aber sie legen Gewicht auf eine gepflegte Erscheinung. Porträtieret werden — dazu zieht man den guten Anzug an, das gibt Haltung. Und da Kleider damals noch einen bedeutend größeren Wert hatten als heute, so fordert der berechtigte Stolz des Besitzers im Bilde sein uneingeschränktes Recht.

Die Maler aber haben damals für das Modische einen guten Blick, sie geben es mit größter Treue wieder. Das Kleid eines Menschen wird als charakteristisch für ihn aufgefaßt, genau so wie der Raum, darin er lebt, wie die Dinge, mit denen er sich umgibt.

So wird die modische Erscheinung in allen Einzelheiten wiedergegeben. Man kann das Entstehungsjahr eines Porträts danach fast genau bestimmen. Denn was uns heute altmodisch und kurios vorkommt, das war damals das Neue und Neueste.

Die Mode wandelte sich von Jahr zu Jahr, ständig in den vielen, scheinbar so unendlich wichtigen Kleinigkeiten, langsamer im großen. Vergleicht man die Modeblätter mit den Porträts, so erkennt man, daß die Menschen genau wie heute jede „Modetorheit“ rasch und ohne Bedenken mitgemacht haben.

Wenn einmal das Modische in diesen Bildnissen für uns wirklich alt geworden sein wird, dann werden wir die nicht zeitgebundenen Werte voll erkennen: ausgewogene Ruhe, vornehme Distanz, statuarische Geschlossenheit. Schon heute sehnen wir uns aus all der nervösen Hast und seelischen Problematik wieder nach einer Kunst, die wie die des Biedermeiers das Zarte dem Lauten, das Behaltene dem Leidenschaftlichen, das Besonnene dem Ausschweifenden, das Bleibende dem Augenblicklichen vorzieht.

Lob der Kleinstadt

von Helene Düvert

I. Wir stellen uns vor,

obgleich man soviel Lebensart kaum von uns erwartet — wir, die deutschen Kleinstädter.

Schon seit den Zeiten des seligen Herrn Rogebue belächelt man uns, und wenn wir irgendwo in der Literatur auftreten, sind wir stets nach dem gleichen Schema geprägt: engstirnig, harmlos-gutmütig, durch Biertrinken und Kaffeekränzchen vom lebendigen Rhythmus der Zeit getrennt, neugierig, Klatschsuchtig, prüde, spießig, mit einem fabelhaften Interesse für den lieben Nächsten, seine Kochtöpfe, Geldverhältnisse, Fehler und Schwächen begabt.

Es gibt natürlich solche und solche. Nach meinen unmaßgeblichen Erfahrungen gedeiht der Typus des Spießers überall gleich gut. Man braucht nur die Berliner Weißbierstuben und Münchener Bräue, die Düsseldorfer und Kölner Altstadtneipen und ähnliche Gaststätten zu besuchen, um restlos überzeugt zu sein, daß neben den feinsten Kultur- und Kunstblüten auch dieses bescheidene Küchengewächs sich ausbreitet.

Wo uns unser Spiegelbild in der Literatur begegnet, machen wir einen spöttisch-vergnügten Knicks und rechnen leise schmunzelnd nach, wieviel erlauchte Geister auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft schon aus unseren Reihen hervorgegangen sind, um unsere ruhmlose Existenz jählings in den Strahlenglanz der Unvergänglichkeit zu tauchen. Wir stellen fest, daß Weimar zum Beispiel eine sehr kleine Stadt war und im Grunde

so zopfig, spießig, eng und vom Kastengeist besessen, wie man dies nur wünschen konnte —, und doch dem größten deutschen Dichter die Möglichkeit zur Entfaltung seines Genies bot. Und wir stellen ferner fest, daß nach dem Urteil der Gelehrten — die es ja wissen müssen — das Genie von der Masse eher heruntergezogen als gefördert wird, womit nur ganz bescheiden angedeutet werden soll, daß zur Entwicklung eines Talentes große Einwohnerzahlen nicht unbedingt erforderlich sind, sondern dieses sehr wohl — oder vielleicht noch besser — im kleinen Kreis gedeihen kann.

Damit soll aber durchaus nicht behauptet werden, daß alle Genies nur aus unseren Kreisen hervorgingen oder jeder Kleinstadtbewohner Anwartschaft auf Unsterblichkeitsruhm habe —

Ach, so unbescheiden sind wir nicht im entferntesten. Wir sind uns unserer irdischen Unvollkommenheit durchaus bewußt, und alle gegenteiligen Betrachtungen werden nur eingeschoben, um das Verständnis für die einfache Tatsache zu fördern, daß wir „Kleinstädter“ sind — nicht aus Zwang, sondern aus freier Wahl und Überzeugung, uns durchaus nicht fern von den geistigen Quellen der Menschheit fühlen, ihre besten Güter hüten und würdigen und keineswegs an Minderwertigkeitsgefühlen leiden — wenn auch unsere Kleider nicht den letzten Pariser Schick nachahmen, sondern durchweg „made in Germany“, wenn nicht gar „made at home“ sind.

Und wenn wir sehen, wie wir belächelt werden, dann lächeln wir verstärkt wieder: sehr höflich, sehr eindrucksvoll, mit fröhlich funkelnden Augen. Wir messen eben das Leben an anderen Werten als der Großstädter, weil unser Dasein in einen anderen Rahmen gespannt, einfacher, naturverbundener, äußerlich bescheidener ist. Aber muß es darum minderwertig sein? Statt auf wogende Menschenmassen sehen wir auf den uralten Strom, der seine graugrünen oder weißgelben Wasser breitflutend an uns vorüberträgt: an unseren Kirchen und Schlössern, Burgen und alten Festungsmauern, Bauernhöfen und Heuschauern, Schornsteinen und Windmühlen vorüber, immer breiter, immer flacher, über den weißsandigen Strand ins silbrige Nebelgrau der Ferne. Glockentöne wandern stromauf und stromab, großartig glohen die Rinder auf den weiten Uferwiesen, aus denen die Pappeln wie grüne Fanale aufsteigen und den niederen blaßblauen oder wolken schweren Himmel zu tragen scheinen.



Die niederrheinisch-holländische Ebene



Marktplatz in Kleve mit dem Denkmal des Großen Kurfürsten

Unten: Gemütliches Schwätzchen unter der Windmühle

Aufnahmen von E. Steiger, Kleve



Es ist deutsches Schicksalsland, soweit das Auge schaut, wenn es auch heute geradezu unglaublich friedvoll dahingebreitet liegt. Viel Blut hat unser erinnerungsschwerer Boden getrunken wie die Erde fast aller früheren Fürstentümer, die jetzt halb vergessen, ihres einstigen Glanzes beraubt, eng, winkelig und altmodisch im deutschen Lande verstreut dahinträumen. Ein Hauch alter Kultur umspinnt sie, wehend von den alten Burg- und Schloßbauten, den großen Patrizierhäusern an Marktplätzen und stillen Seitenstraßen, den windschiefen Häuserhäuflein, die sich in den Schatten der Stadtmauern ducken — Vor nicht gar langer Zeit gab es mitten in unserer Stadt noch eine alte Windmühle, deren Abbruch allen Malern und Liebhabern schöner Stadtbilder ans Herz griff . . .

Vielleicht ist es der Stille und Schönheit des Landes, dem alten Kulturerbe aus den Zeiten edelster Handwerkskunst zuzuschreiben, daß manch ausgezeichneter Maler und Plastiker in unseren Mauern geboren wurde, von den Einheimischen erst gewürdigt und anerkannt, wenn sein Name in den großen Kunstzentren mit Auszeichnung genannt wird. Und vielleicht ist es auch dieser unverlierbare Hauch einer alten Kultur, der das ganze Leben in solch kleinen, ehemals reichen und glänzenden Städten mit dem Zauber leichter Festlichkeit umgibt, den man in den schnellgewachsenen Industrieorten so bitter schwer vermisst. Auch wir sind den technischen Errungenschaften der Neuzeit nicht fern, sondern sogar dem Wirtschaftsleben ziemlich stark angegeschlossen. Allerlei Industrien von Belustigung haben sich in unserer Stadt und deren nächster Nachbarschaft angesiedelt, den Namen dieses versunkenen Erdenwinkels über die ganze Erde tragend —

Aber wir sind trotzdem keine Industriegegend. Ein unfassbares Etwas bewahrt uns vor dem restlosen Versinken in das mechanisierte Maschinendasein: die unerlösbare Ahnung von Lebenswerten jenseits des Rationalisierungswahnes.

Grün ist das Land, soweit man blicken kann. Uralte Wälder rauschen. Von den Höhen schaut die sagenumwobene Burg auf Schornsteine und Fabrikanlagen der Niederung. Alte und neue Zeit verschwistern sich, und es lassen sich wunderschöne moderntechnische sowie kunsthistorische Aufsätze über dieses Stückchen Heimat schreiben — wenn man dazu berufen ist.

Ich bin mehr für die lebendige Gegenwart und Zukunft, als für die Zeugen einer noch so ruhmreichen Vergangenheit. Wenn ich mir solch altes Burgenmäuern betrachte, um das der Flieder seine duftschweren Trauben drängt, während die Fernen zartblau verbämmern, dann weiß ich nie, was ich eigentlich schöner finde: die alten Mauern, den blühenden Flieder oder die lockende Ferne, die hinter den Wiesen gebreiten und sanftgrünen Waldbergen liegt. Und wenn dann noch ein innigsüßer Vollmond heraufzieht, groß, rund und leuchtend, der seinen klaren Glanz in den Fluten spiegelt, die silberschuppig durch das Land gleiten, und die Nachtigallen schlagen lauter Liebe, während in stillen Gärten fremdartig geheimnisvoll die Iris träumen und alles Blühen seine tiefsten Düfte in die warme Maiennacht schüttet — dann haben alte Mauern tatsächlich nur noch als wirkungsvoller Hintergrund Interesse für mich.

Wie weit sich der Himmel dehnt! Millionen Sterne funkeln. Wie ein silberner Nebelstreif schimmert das Bild der Milchstraße. Immer noch schlagen die Nachtigallen. Es gibt unendlich viel Nachtigallen in den weitläufigen Parkanlagen, den Gärten und Alleen unserer Stadt, die zwischen Feldern und Wäldern in das Schweigen hineinträumt, jeder Witterung und Jahreszeit deutlich hingegeben. Kein Lichterglanz täuscht über die Finsternis der Herbst- und Winter-nächte oder zerstört das blaue Dämmerlicht der Frühlingsabende. Die Sterne wandeln in ungetrübter Klarheit, nach zehn Uhr abends wetteifern weder Bogenlampen noch Laternen mit ihnen. Alles liegt tot und still. Die Häuser lehren lichtlose Fassaden der Straße zu, vor dem Rathaus steht ein vereinsamter Schutzmännchen und wundert sich über jeden Vorübergehenden. Hin und wieder huscht ein Auto vorbei. Ragen steigen über die Dächer und singen begeistert schön, Hunde bellen auf — dann wieder tiefe Stille. — Die Nacht regiert, mit Sternen und Dunkelheit, Schweigen

und Ruhe. Wir schlafen mit dem ganzen Behagen dessen, der draußen nichts zu versäumen hat, die Fenster weit geöffnet in die stillen Gärten und Alleen hinaus. Es ist ein beruhigendes Bewußtsein, nicht solch nebensächliches Etwas in einer Großstadtkaserne zu sein, sondern von der Vorsehung jederzeit leicht als Einzelpersönlichkeit entdeckt werden zu können.

Das ist gewiß töricht, aber es erhöht das eigene Wertgefühl. Tag oder Nacht — man gilt etwas in einer kleinen Stadt und empfindet mit einer gewissen Befriedigung, daß alle Bitten und Gebete einen direkteren Weg zu Gott nehmen, als wenn sie sich mit einem Chor von Ungezählten mischen und nur als etwas verworrenes Getöse aus den Menschenanhäufungen der Großstadt emporsteigen.

Wir sind weit entfernt, die mancherlei Vorzüge der Großstadt geringzuschätzen. Aber wir möchten daneben zugleich betonen, daß all diese unleugbaren Vorzüge bei weitem nicht hinreichen, uns großstadthungrig zu machen, sondern daß wir ohne eine Spur von Reiz oder irgendwelchen Minderwertigkeitskomplexen in heiterer Gelassenheit unsere kleinen Städte bewohnen, dabei nur den innigen Wunsch hegend, dieses bescheidene Glück möge uns erhalten bleiben.

Wir fühlen uns weder von der Menschheitskultur noch den geistigen Strömungen der Gegenwart abgetrennt, zumal Großstädte jederzeit leicht zu erreichen sind und wir auf Reisen die besonderen Genüsse, welche nur sie bieten können, wie außergewöhnlich gute Konzerte, Opern, Schauspiele, Museen und Kunstschätze mit erhöhter Freude genießen. Selbst das Menschengewühl in den Straßen, die hellen Nächte und musikkundigen Cafés werden für einige Wochen von uns mit Begeisterung aufgenommen. Wir fühlen den brausenden Rhythmus, der die Industrie- und Verkehrszentren durchpulst, in denen rastlose Arbeit den hellen, harten Oberton angibt — aber wir möchten nicht dort leben. Auch unser Arbeitstag ist nüchtern und ohne Illusionen, auch unser Leben muß sich dem Wesen der neuen Zeit, der Herrschaft der Maschine anpassen, aber es ist dennoch umschlossen von Raum, Licht und Weite. Wir leben noch immer mit Wolken und Winden, Sonne und Regen, dem Glanz ewiger Sterne sowie allem Blühen und Reifen, das aus der lebendigen Erde quillt. Dies macht unser enges, oft belächeltes Dasein weit und groß, denn es taucht selbst die einfachsten Durchschnittsschicksale in den frohen Glanz, die schenkende Fülle des überreichen Lebens.

(Fortsetzung folgt)

Laß mich dich führen!

Skizze von Wolfgang Federau

Plötzlich konnte er nicht weiter. Die stechenden Schmerzen in der Brust setzten von neuem ein, und wenn er atmete, so raffelte es in seinem Leibe wie in einem verrosteten Uhrwerk und ein häßlicher, quälender Husten riß ihm die Lippen auseinander.

Zitternd, die gefurchte, wetterbraune Stirn übersät von kleinen Schweißtröpfchen, ließ sich der alte Tieggen auf einem der weißgetünchten Steine längs des Weges nieder. Trotz des frischen Windes, der über die Stoppelfelder kam, riß er den fleckigen, schmutzigen, abgeschabten Hut, diesen grünlichschimmernden und breitrandigen Filzhut vom Kopfe. Die Kühle der Luft tat ihm wohl, und wohl tat es auch, einmal die Füße ruhen lassen zu dürfen, diese ermatteten Füße, deren Sohlen hart und hornig geworden waren von dem vielen Marschieren auf löchrigem, schadhaftem Schuhwerk.

„Fünfehn Kilometer noch“, brummelte der grauhaarige Mann vor sich hin. „Fünfehn Kilometer bis Levis — ich werde mich sehr zusammenreißen müssen, um es zu schaffen. Vielleicht bin ich krank? Aber nein — ich darf ja nicht krank werden, nicht vorher liegen bleiben . . .“

Sein Gesicht war traurig und verzagt. Er, der Jahrzehnte hindurch über die Landstraßen Deutschlands gewandert war, nach Süd und Nord, nach Ost und West, dem kein Wind und kein Regen, kein klirrender Frost und keine sengende Hitze etwas hatten anhaben können — jetzt, in diesem Augenblick, spürte er, ohne es sich eingestehen zu wollen, daß es mit seiner Kraft zu Ende sei.

Sein Blick glitt müde und hoffnungslos über die Landschaft. Immer hatte er sie geliebt, diese Weite der Erde, mit dampfenden Feldern, mit der blauen Bläue des Himmels und dem fernen Horizont. Immer hatte er ihr die Treue gehalten, der Landstraße, die fernhin führte zu neuen Städten, zu Dörfern, Hügeln und Wiesen und Wäldern. Hatte das behütete Dasein der anderen von sich geschoben und war jener Stimme gefolgt, die ihn wandern hieß, ruhelos, mit immer neuer Sehnsucht im Herzen. Ein Vagabund, ein Landstreicher, ja. Aber doch ein Mensch, der die Erde liebte, die Erde in ihrer Weite und Unermesslichkeit, und den Himmel und der Sterne kühles Flimmern.

Aber jetzt — aber jetzt? . . .

„Schön wäre es jetzt, einmal Ruhe zu haben und Wärme des Hauses und Schutz vor dem Sturm“, grübelte der Mann, die Blicke umherschickend über Straße, Feld und Bäume.

Plötzlich sah er einen Mann, der ihm langsam näher kam. Einen dunkel gekleideten, einfach gekleideten Mann, der geruhig, die Sense über der Schulter, daherstappte.

„Was will der mit der Sense, jetzt, wo doch das letzte Feld längst gemäht ist?“ wunderte sich der Alte.

Aber da war der Andere auch schon bei ihm, grüßte mit wenigen Worten, betrachtete den alten Landstreicher lange und forschend.

„Ist's erlaubt?“ fragte er dann höflich und ließ sich auch schon neben Tieggen am Wegrand nieder. Der nickte nur still — er war fast zu müde, um viel zu sprechen.

„Frühen Winter wird's geben, diesmal“, sagte der Fremde. „Man hört's an dem Schrei der Krähen, sieht's an ihrem Flug.“

„Noch ist's Herbst“, widerstrebte der Alte. „Es ist schon frisch, ja — aber lange noch wird's dauern, ehe der erste Schnee fällt.“

„Der kommt oft über Nacht“, überlegte der andere. „Vieles kommt über Nacht, und ohne daß wir uns recht darauf eingerichtet haben.“

„Ja, ja“, gab der Alte nach. Schließlich, warum sollte er sich streiten, mit dem anderen da? Der mochte auch seine Erfahrungen gesammelt haben — er sah ernst aus und wissend, aber nicht wie einer, vor dem man Angst zu haben braucht, vor dem man sich fürchten mußte. Sein Gesicht war seltsam blaß, sogar seine Lippen waren blaß. Aber seine Augen waren gut, und da sie ihn jetzt ansahen, überkam es den Alten: „Brüderliche Augen, gute Augen — ja.“

Dann war doch die Neugier wieder da, von vorhin. „Was läufst du denn mit der Sense herum, in dieser Jahreszeit? Alles ist gemäht und geerntet, seit langem schon — es wird keine Arbeit mehr geben für deine Sense, in diesem Herbst.“

„Doch — doch“, widersprach der andere. „Man denkt, man hat geschafft, genug geschafft — und doch — immer wieder stößt man auf neue Arbeit. Auf überreife Halme, die des Schnitters harren.“

„Unsinn“, grollte der Alte. „Du willst mich zum Narren halten. Na, du magst den Spaß haben — was kümmert's mich! Sicher willst du ins Dorf, zum Schmied, um sie schärfen zu lassen, fürs nächste Jahr.“

Der Fremde lächelte still. „Meine Sense kommt nicht zum Rosten“, sagte er wieder. „Für sie ist immer Arbeit.“ Dann, nach einer Pause: „Und du — wo willst du hin?“

„Nach Levis“, sagte Tieggen. „Ja — nach Levis.“ Ein Hustenanfall schüttelte ihn — es dauerte lange, ehe er seiner Herr wurde. „Es geht mir nicht recht gut heute“, entschuldigte er sich dann halb verlegen, weil es doch eigentlich lächerlich war, für einen Landstreicher, dem Wind und Sonne seit Jahrzehnten die Haut gegerbt hatten, sich von einem Husten unterkriegen zu lassen.

„Und warum nach Levis?“ fragte der Blasse.
 „Es ist . . .“, der Alte stockte, dann faßte er Mut —
 „Es ist, ja, meine Heimat ist es. Ich habe sie nicht gesehen,
 seit — oh, seit unendlich vielen Jahren nicht mehr. Nun zieht's
 mich wieder mal hin. Ich möchte einen Blick darauf werfen,
 auf das Haus, in dem ich geboren bin, auf die Linde am Dorf-
 platz, auf die eisenumsponnene Mauer der Kirche und . . . Ach,
 es ist ja Unsinn. Du wirst das nicht verstehen und mich aus-
 lachen.“

„Nein“, sagte der andere. „Ich verstehe es gut, ich lache nicht.“
 „Ein langer Weg noch bis Levis“, murmelte der Alte be-
 kümmert. „Ich darf kaum länger rasten, wenn ich es noch
 schaffen will, bevor die Dunkelheit einbricht.“

„Den Weg zur Heimat — den verfehlt man nicht, auch im
 Dunkeln nicht“, tröstete der andere.

„Ich habe sie zu lange nicht geschaut“, bangte der Alte.

„So ist's billig, daß du endlich zu ihr zurückfindest.“

„Aber ich bin nicht ganz gesund — dieser Husten“, klagte der
 Alte. „Soffentlich schaffe ich's noch.“

„Du schaffst es bestimmt — du brauchst nicht zu sorgen“,
 lächelte der Fremde. „Du bist ihr näher als du meinst.“

„Fünfzehn Kilometer“, sagte der Alte. „Ich las es vorher
 auf einem Wegweiser. Fast zu viel für meinen kranken Leib,
 für meine wunden Füße.“

„Komm nur, komm!“ ermutigte ihn der Fremde, sich langsam
 erhebend. „Ich weiß einen Weg, der viel näher ist. Er steht
 freilich auf keinem Wegweiser. Laß mich dich führen!“

„Wirklich — wolltest du?“ staunte der andere froh und hob
 sich mühselig hoch.

„Ach“, wehrte der Fremde ab. „Nicht des Dankes wert. Ich
 bin's gewöhnt, die Menschen dorthin zu bringen, wohin sie ge-
 hören. Nach Hause.“

„Ich hab' kein Zuhause“, seufzte der Alte, sich stöhnend weiter-
 schleppend. „Ich nicht.“

„Jeder hat eines — jeder Mensch“, widersprach der andere.
 „Er vergißt's nur zuweilen.“

Dem Alten schien es, als lege sich ein grauer Schleier über
 seine Augen. „Mein Gott“, erschrak er, „wird es schon dunkel?“

„Eine Täuschung“, beruhigte der Begleiter. „Warte ein
 Kleines, und es wird wieder hell.“

Der Alte stolperte weiter, mit schwachen, zitternden Beinen.

„Ich kann nicht mehr“, sagte er schließlich, sich schwer auf den
 Arm des Fremden stützend.

„So bleibe hier“, sagte der leise und ließ den Weißhaarigen
 sanft zu Boden gleiten.

„Wo bin ich?“ fragte der Landstreicher, und ein Aufzucken
 von Angst huschte über sein blickloses Antlitz.

„Zu Hause“, flüsterte der Fremde.

„Und der Weg hier — wohin führt er?“ wollte der Alte
 wissen, mit letztem Blick der erblindenden Augen das graue
 Band der Straße auffangend.

„Ins Licht“, kam die Antwort.

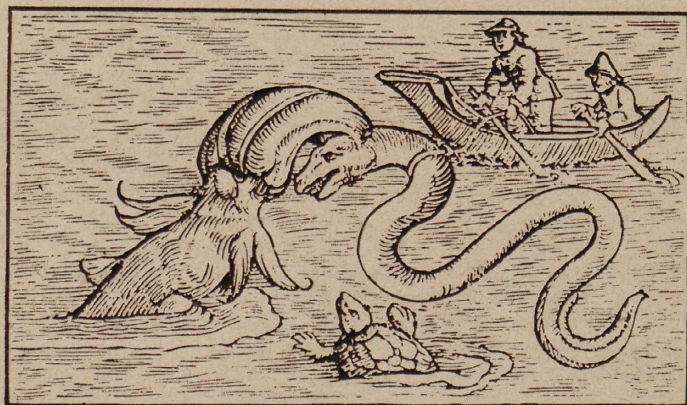
„Ah — das ist gut“, seufzte er, und letzter Atem hob die zer-
 störte Brust.

Über den Leblosen beugte sich der Senfmann — brüderlich
 ruhten seine Augen auf dem Liegenden.

„Sit terra tibi levis“, murmelte er. „Möge dir die Erde
 leicht werden“ . . .

Fische als „Jagdhunde“

Von K. H. Kunze



Konrad von Gesner veröffentlichte im Jahr 1558 den ersten Bericht einer Saugfischjagd und illustrierte ihn mit primitiven Holzschnitten, nach damals üblicher Art stellte er die „Wilden“ in seiner eigenen Landestracht dar

„Es melden einige Autores, daß wilde Völker sich bey der
 Fischeren anderer Fische bedienen, als wie man bey uns bey
 dennen Jagden, um die Haasen und andere Tiere zu fangen,
 Jagd-Hunde zu gebrauchen pflegt.“

Diese Autoren stützten sich bei ihren oft recht phantastischen
 Schilderungen des als Jagdhund abgerichteten Fisches auf den
 Bericht des großen Christoph Kolumbus, der bei seiner zweiten
 Fahrt nach Westindien als erster Europäer eine Hezjagd mit
 Fischen beobachten konnte. Sein Bericht, bekräftigt von den
 Aussagen seiner Reisegenossen, wurde von Peter Martyr, dem
 schriftstellersnden Attaché am Hofe Ferdinands und Isabellas,
 niedergeschrieben und auch in späteren „Historien Naturae“ als
 Quelle benutzt.

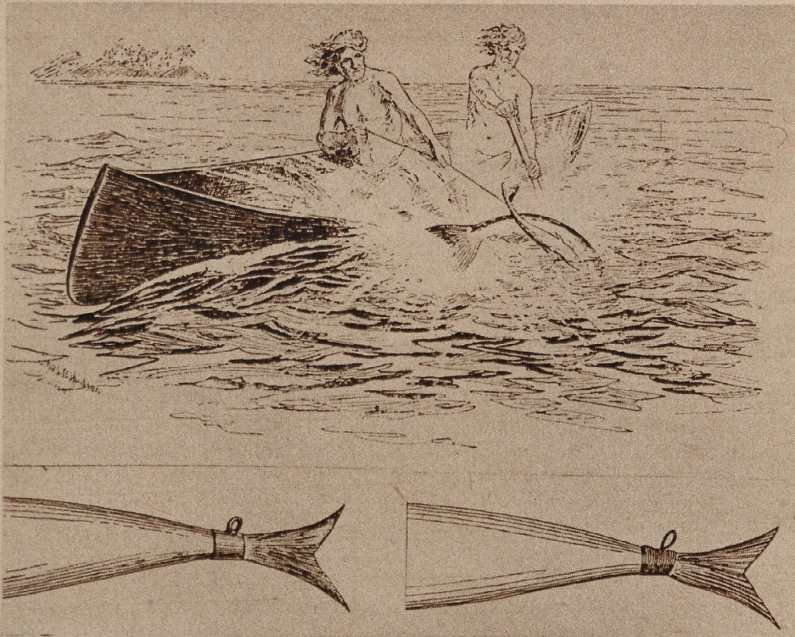
In jenen Zeiten wunderte man sich über gar nichts, was in

Die gleiche Jagdszene
 zeichnete Aldrovandi
 1613 um und gab dem
 Bild ein natürlicheres
 Gepräge



dem Sagenland Amerika Brauch war. Aber als vierhundert
 Jahre später (1885) eine reiselustige Dame, Lady Anne Brassey,
 einen Bericht über den Fischfang mit Jagdfischen veröffentlichte,
 den sie von ihrer in La Guayara, Venezuela, vor Anker liegen-
 den Yacht „Sunbeam“ beobachtet hatte, da wurde dieser Bericht
 allenthalben angezweifelt.

Die Lady schrieb: „In einem der Kanus bemerkten wir einen
 Saugfisch, Echeneis Remora, den die Indianer zum Fischfang
 gebrauchen. Das Kanu wurde verankert, und der Indianer
 warf einen an eine Leine gebundenen Fisch über Bord. Dieser
 Fisch sieht die anderen Fische auf weite Entfernung, stürzt sich
 auf sie und heftet sich mit dem Sauger so fest an die Beute, daß
 der Fischer ihn mit der Beute herausziehen kann. Er wieder-
 holt diese Operation, bis er so viel Fische, als er braucht, ge-“



Eine Zeichnung Hudsons, deren Vorlage unbekannt blieb

Unten: Die beiden Befestigungsarten der Fangleine kurz vor der Schwanzflosse

fangen hat. Auf diese Art wird eines der häßlichsten und unbeholfen aussehenden Geschöpfe dank dem Instinkt der Eingeborenen zu einem Versorger eines höheren Lebewesens.“ (Die Lady hielt die Indianer vermutlich nicht für Menschen.)

Der Zweifel, dem dieser Bericht begegnete, war um so berechtigter, als es sich bei der Echeneis Remora um einen alten Bekannten handelte, dem viele Lügen aufgehängt wurden, es ist dies nämlich: „derjenige Hemmfisch, lateinisch Echeneis Remora, von welchem man ohne Schen fabuliert, daß er ein mit vollen aufgeblasenen Segeln mitten im Meer treibendes Schiff auf einmal hemmen könne, wenn er sich nur unten dranhänge“.

Dieser Hemmfisch und seine Gewohnheit, sich an den Schiffsboden zu hängen, war den alten Griechen gut bekannt. Er kommt

im Mittelmeer vor und wird bis zu 25 Zentimeter lang, ist also viel zu klein, um auch das leichteste Boot hemmen zu können. Vermutlich lag es auch an dem kleinen Wuchs, daß er in Europa nicht als Jagdfisch abgerichtet wurde. Der Hemmfisch, der für Jagd Zwecke benutzt wird, gehört zu der Familie Echeneis Naucrates und wird etwa einen Meter lang. Er wurde inzwischen von verschiedenen Fachgelehrten in seiner Eigenschaft als „Jagdhund“ beobachtet, und jetzt braucht man diese Schilderungen nicht mehr für „Jägerlatein“ zu halten.

Die Hemmfische, auch Saugfische, Kopffauger und Schildfische genannt, haben einen eigenartigen Schild auf dem Kopf, mit dem sie sich an glatten Oberflächen ansaugen können. Dieser Schild wirkt nach Art der Gummisauger, mit denen Reklamen an die Spiegelscheiben der Schaufenster geheftet werden. Der Schild des Saugfisches ist seinem Zweck vorzüglich angepaßt, und nur selten begegnet man in der Natur einem so eigenartigen, durchaus maschinenmäßig ausgebildeten Apparat.

Der Saugschild, der in früheren Zeiten sonderbarer Weise für eine lange Tasche oder einen Sack gehalten wurde (Abbildung 1), ist aus

der weit nach vorn auf den Kopf gerückten Rückenflosse entstanden. Die Strahlen der Flosse haben sich zu flachen, quergestellten Knochenleisten ausgebildet, die von Hautlappen unterbrochen und von einer weichen Randwulst umgeben sind. Das Ganze sieht etwa wie eine gerippte Gummisohle aus. Will sich der Fisch anheften, so legt er die Knochenleisten des Schildes flach nieder, drückt den Schild an die von ihm gewählte Oberfläche und richtet die Leisten auf. Dadurch entstehen in den Hauttaschen zwischen den Leisten luftleere Räume, die von dem Randwulst gegen das Wasser abgedichtet werden. Die auf diese Weise erzielte Saugwirkung ist recht beträchtlich. In dieser Stellung werden die Querleisten durch Sperrgelenke festgehalten, so daß sie in ihrer Lage verharren, ohne daß der Fisch die Muskeln anzuanstrengen braucht. Er bleibt angesaugt, bis er die Sperrgelenke wieder ausklinkt.

Seinen Apparat braucht der Fisch, um sich an Haie, Rochen und sonstige Fische, an Schildkröten, aber auch an Schiffsböden anzuklammern, hauptsächlich um, ohne auch einen Flossenschlag zu tun, weite Entfernungen zurückzulegen. Er ist durchaus kein Parasit im üblichen Sinne dieses Wortes. Sein „Aleben“ an anderen Geschöpfen kann man als Kommensalismus, als Zusammenwohnen, bezeichnen. Mit Vorliebe heftet er sich an Haie, und an den meisten gefangenen Haien findet man einen oder mehrere Saugfische hängen. Der Saugfisch

saugt den Hai nicht etwa aus, sondern er lebt von den Brocken, die von dem Fisch seines unfreiwilligen Gastgebers fallen. Der Hai hat ein riesiges Maul, aber einen verhältnismäßig engen Schlund. Bevor er seine Beute verschlingt, muß er tüchtig kauen, und da er dies sehr hastig tut, so geht manches Stück daneben, das von dem Saugfisch aufgeschnappt wird. Ähnliche Abfälle gibt es bei den Seeschildkröten, den Pfeilhechten und anderen Tieren, von denen sich der Saugfisch mitschleppen läßt.

Auch an Schiffe heftet sich der Saugfisch, nicht etwa, um sie in ihrer Fahrt zu hemmen, sondern um den Nahrungsforgen zu begegnen. Hier läßt er die Haftfläche fahren, sobald Eßbares über Bord geworfen wird, stürzt sich behend auf die Brocken und heftet sich nach beendeter Mahlzeit wieder an den



Schildkrötenfang mit Saugfischen nach Angaben von Holdar, der Erfolg ließ jedoch auf sich warten

Riel des Schiffes. Vermutlich macht er es zuweilen ebenso, wenn er den Hai als Transportmittel benutzt, zumal er selbstgefangene, kleinere Fische und Schalentiere nicht verschmäh. Diese eigentümliche Reisegewohnheit hat ihm die Natur aufgezwungen, weil sie ihn zum Kurzstreckenschwimmer machte, wo er doch als Dauerschwimmer mehr Gelegenheit hat, etwas Essbarem zu begegnen. Auf kurze Strecken ist der Saugfisch ein behender Schwimmer, er muß auch einer sein, um in voller Fahrt an oder unter den Haifisch zu gelangen, ohne ihm zwischen die Zähne zu kommen.

Die Eingeborenen, die ihn als Jagdfisch benutzen, haben sich mit der Kenntnis begnügt, daß dieser Fisch für die Arbeit des Fischfanges „genaturt“ ist. Sie nutzen seine Gewohnheit aus, sich an den Leib großer Fische und Schildkröten anzufangen, und gebrauchen ihn als Angel mit dem Unterschied, daß statt eines Angelhakens die Saugplatte als ein vorzüglich arbeitender, nicht abzureißender, lebender Schröpfkopf dient. Eine ausführliche Beschreibung des Schildkrötenfanges mit Saugfischen auf Kuba gibt Ralph de Sola.

„Wir gingen mit Pega-Pegos, wie die Schildfische von den Eingeborenen genannt werden, in kleinen Ruderbooten auf die Jagd. An den unteren Bootplanzen hatten sich die von uns mitgenommenen Schildfische angefangt. Sie waren außerdem an dünnen, um das Schwanzende geflügelten Halstern festgemacht. Bald bemerkten wir eine große Schildkröte, die sich auf der Meeresoberfläche



Nach den Schilderungen der Lady Anne Brassey entwarf der Zeichner eine phantasievolle Fischjagd

sonnte. Wir ruderten auf die Schildkröte zu und banden die Halster der Schildfische an lange, in Ringen am Bootsheck ausgelegte Leinen. Unser Bootsmann und Fischer griff ins Wasser, faßte die Schildfische am Kopf und löste den Saugschild von den Bootsplanzen ab. Mit geschicktem Wurf schleuderte er die Fische in Richtung der Schildkröte. Sie war inzwischen mißtrauisch geworden und machte sich langsam davon, doch bald wurde sie von den Schildfischen

Die geschickten „Schwarzfahrer“ benutzen einen Hai als billiges Transportmittel

eingeholt. Die Leinen, die zwischen unseren Fingern glitten, spannten sich, und an ihrem Erzittern merkten wir, daß die Sauger gefaßt hatten. Der Bootsmann befahl uns, die Leinen nur ja nicht erschlaffen zu lassen, sondern auf gleichmäßige Spannung zu achten. Nun ruderten wir, die Leinen einnehmend, auf die an den Schildfischen gleichsam verankerte Schildkröte zu. Mit einiger Anstrengung zogen wir sie mit den an ihrem Panzer haftenden Schildfischen ins Boot. Sobald sie aus dem Wasser waren, lösten sich die Pega-Pegos von dem Panzer der Schildkröte ab. Sie wurden von dem Bootsmann mit freundlichen Worten bedacht, und er versprach ihnen den verdienten Anteil an der Beute.“

Die Saugfähigkeit des Kopfschildes eines Saugfisches ist ganz beträchtlich. Die Schildfläche hat eine Größe von 126 Quadratzentimeter und eine Saugkraft von etwa 40 Kilogramm. Es ist einleuchtend, daß die Saugkraft um so größer wird, je kräftiger man an dem Fisch, bis zu einer gewissen Grenze, zieht; der Rat des Bootsmannes, die Leine gleichmäßig anzuziehen, ist somit durchaus verständlich.

Auch in anderen Ländern, wie Australien, in Singapore, Sansibar usw. werden Saugfische zum Angeln von Fischen und Fangen von Seetieren verwendet. Die Saugfische selbst werden zufällig beim Fischen mit Netzen erbeutet, wenn sie an der gefangenen Beute haften. Sie werden abgelöst, dann wird ihnen ein Halster am Schwanzende befestigt und die Jagd kann beginnen. Von dem Fang erhält der Saugfisch jedesmal ein Stück ab, damit er nicht mißmutig wird.



Die Saugvorrichtung ist deutlich an der Oberseite des Kopfes sichtbar

Schnepfenring

Novelle von Adele Ude

Unter den Freunden war Arnold Tobin der einzige, dessen Wohlstand geblieben war. Er hatte kurz vor dem allgemeinen Zusammenbruch ein schönes, ertragreiches Gut gekauft, das alle Veränderungen glücklich überdauerte. Aber niemand neidete ihm seine Wiesen und Wälder, da er stets ein gastliches Haus führte und seine weniger glücklichen Freunde oft monatelang unter den herzlichsten Vorwänden auf seiner Besitzung vereinte. Sein Gut wurde manchem, den die Zeiten um alles gebracht hatten, geradezu eine neue Heimat. Er wurde denn auch entsprechend geschätzt und bei jeder Gelegenheit noch heute bewundert wegen seiner Klugheit, die sein Vermögen so rechtzeitig gesichert hatte. Aber er hörte dergleichen nicht gern und geriet jedesmal in Verlegenheit, wenn das Gespräch auf seine Weitsicht kam. Bis er eines Abends in einer besonders gelaunten Stunde seinen Freunden gestand, wie gering sein Verdienst und Scharfsinn überhaupt gewesen und wie er sein ganzes Glück eigentlich einem Schnepfenring zu verdanken habe:

In einem noch nicht allzu fern gerückten Herbst befand ich mich bei Freunden auf ihrer Besitzung in Südfrankreich. Mein Gastgeber besaß ein herrliches Jagdrevier, in dem ich eines Abends eine Waldschnepfe schoß. Denn es war gerade die Zeit, wo die Schnepfen auf ihrem Flug in den Süden dort einzufallen pflegen. Als ich die kleine Beute in der Hand hielt, bemerkte ich an einem ihrer Ständer einen Metallring. Ich entzifferte darauf die Adresse eines Rittergutes in Mitteldeutschland und den Namen — einer Frau. Natürlich kannte ich den Brauch, die junge Brut soldherart zu zeichnen, um den Weg zu verfolgen, den die Tiere später auf ihrem Flug in den Süden einschlagen. Jeder Weidmann hätte selbstverständlich gleich mir den Ring mit der Angabe des Schußortes an die Besitzerin zurückgeschickt, die sicher eine liebevolle Erforscherin von Wald und Tierwelt war.

Ich aber lockerte das kleine Metall ganz besonders betroffen und nachdenklich. Denn jene Gegend, darin das bezeichnete Rittergut lag, war mir nicht nur gut bekannt, sondern ich wollte dort ohnedies bei meiner Rückkehr nach Deutschland einen älteren Verwandten besuchen, um ihn bei dem beabsichtigten Verkauf seines Gutes etwas zu unterstützen. Ich erinnerte mich deutlich, von ihm früher häufig den Namen jenes Rittergutes gehört zu haben, das ich allerdings selber nie betreten hatte. Selbstverständlich würde ich nun diese merkwürdige Gelegenheit benutzen, den Schnepfenring persönlich dort abzugeben. Je länger ich über diesen Zufall nachdachte, um so geheimnisvoller erschien er mir, und um so mehr bestärkte sich in mir das Gefühl: dieser Gruß würde mich nicht umsonst gefunden haben, sondern irgendeine entscheidende Bedeutung bergen.

Ich besaß allzeit eine Neigung, sowohl auf der Jagd wie im Leben, kleine Anzeichen und Spuren aufmerksam zu beachten und mit einem gewissen Eifer zu verfolgen. Der Sinn für das Ungewöhnliche war immer besonders in mir entwickelt, und wo es sich mir zeigte, regte es sofort meine Spürlust an. So mag die Lockung begreiflich erscheinen, die für mich von dem Namen jener Unbekannten ausging, der auf dem Schnepfenring zu lesen war. Mit einer gewissen Ungeduld erwartete ich nun geradezu den Tag, an dem ich nach Deutschland zurückkehren und von meinem Verwandten Aufschluß über jenes Rittergut und seine Herrin erhalten würde.

An einem ersten Wintertag traf ich endlich dort ein und fand das stille Land mit seinen tiefverschneiten Wäldern in einem verschwiegenden Zauber, der wie geschaffen schien für meine erwartungsvolle Stimmung. Noch am selben Nachmittag erfuhre ich von meinem Verwandten, daß die Unbekannte, die meine Vorstellung seit Wochen beschäftigte, eine junge Witwe sei, deren verstorbener Mann das Rittergut in Pacht besaß. Die Dame führe die Wirtschaft zwar weiter, habe jedoch den Pachtvertrag bereits gelöst und gedenke nach Ablauf des Trauerjahres diese Gegend zu verlassen.

Ich kam daraufhin ermutigt mit meinem Schnepfenring heraus, und mein Verwandter war über den seltsamen Zufall nicht

weniger überrascht, als ich es damals in Frankreich selber gewesen.

„Du wirst eine angenehme Stunde verleben, denn sie ist eine lebenswürdige Dame“, wurde ich in meinen Erwartungen erfreulich gesteigert. Und so machte ich mich bereits am nächsten Tag auf den Weg nach dem Rittergut, das eine gute Stunde Weges entfernt lag. Ich benutzte zur Abkürzung eine Waldschlucht, die ziemlich steil hinanstieg, bis sie endlich eine Höhe erreichte und sich zu einer weiten Pachtung öffnete. Aber noch ehe ich dieselbe betreten hatte, tat sich mir dort ein Bild auf, vor dem ich unwillkürlich den Schritt anhielt. Hoch zu Pferde saß eine schöne, junge Frau und schaute in das Tal hinab, wo das Dorf im Frühauch seiner häuslichen Kamme lag und seine Geschäftigkeit bis hier herauf klingen ließ. Neben der Reiterin hielt noch ein zweites Pferd, auf dem ein Knabe saß, der soeben in die Lüfte wies, wo er scheinbar einen Raubvogel entdeckt hatte.

In dem Augenblick, als ich auf die Pachtung hinaustrat und die beiden Reiter ihre Köpfe zu mir herumwandten, war ich gewiß, daß ich der Besitzerin des Schnepfenringes gegenüberstand, die meine Gedanken so sehr beschäftigt hatte. Dieses sichere Vorgefühl hatte mir das ganze Erlebnis schon immer bedeutungsvoller erscheinen lassen. Denn ich hatte mich nicht getäuscht, wie sich schon bald nach meinem Gruß und einigen höflichen Redensarten ergab. Trotzdem fragte ich scheinbar arglos, ob ich auf dem rechten Wege sei, indem ich den Namen des Rittergutes nannte. Und es verursachte mir einen Reiz, das Erstaunen in dem schönen Frauengesicht zur ungeduligen Spannung zu steigern, bis ich endlich lächelnd meinen Schnepfenring hervorzog und ihn der Dame reichte, wobei ich den südfranzösischen Schußort der Schnepfe nannte. „Das ist sehr interessant!“ rief die Dame lebhaft, indem sie den Ring auf der flachen Hand betrachtete und ihn dann auch dem Knaben zeigte, der sich neugierig herüberneigte. „Vor einiger Zeit erhielt ich einen gleichen Ring aus dem Karst zugesandt. Darüber müssen wir noch plaudern.“ Sie stieg rasch vom Pferd, gab die Zügel ihrem jungen Begleiter und forderte diesen auf, voranzureiten, während sie mit mir zu Fuß nachkommen werde. Ich ließ mir das nur zu gern gefallen. Denn diese Frau hatte alle meine Vorstellungen weit übertroffen. Der Knabe war übrigens nicht ihr Sohn, wie ich bald erfuhr, sondern das Kind eines Bekannten, das nur zu Besuch hier weilte. Er störte mich denn auch gar nicht, da er sich auch auf dem Gut wohlherzogen, aber mit einer offensbaren Zärtlichkeit von seiner Beschützerin beurlauben ließ. Ich verlebte wirklich eine schöne, anregende Stunde, und als ich mich verabschiedete, wußte ich, daß es nicht bei diesem kurzen Zusammensein bleiben würde. Die junge Frau langweilte sich zweifellos in ihrer Einsamkeit und schien erfreut, in mir für einige Zeit einen neuen Gesellschafter gefunden zu haben. Außerdem stand unsere Bekanntschaft doch unter einer recht romantischen Fügung, wofür auch sie entsprechenden Sinn zu haben schien, und sie nannte es sogar scherzend eine Höflichkeitspflicht dem Schicksal gegenüber, daß wir diese ungewöhnlich zustandgekommene Beziehung auch etwas pflegen müßten.

Damit unterstützte sie arglos meine immer stärker werdende Überzeugung, daß diese Begegnung einen ganz besonderen Verlauf nehmen werde.

Allerdings war diese Frau durchaus nicht von jener weiblichen Art, die eigentlich mein Ideal darstellte. Bei all ihrer Lebenswürdigkeit verfügte sie über einen eigenwilligen Stolz und eine zurückhaltende Selbständigkeit, die jede engere Freundschaft doch gern zu entbehren schien. Jedensfalls kam ich im Verlauf eines regen, nachbarlichen Verkehrs ihrem Vertrauen keinen Schritt näher als am ersten Tag. Trotzdem verlor sie nichts von ihrer geheimnisvollen Anziehungskraft für mich und hörte nicht auf, meine Gedanken und Wünsche zu beherrschen.

Inzwischen half ich meinem alten, tränklichen Verwandten bei den Vorarbeiten des beabsichtigten Verkaufes. Er wollte sich aus gesundheitlichen Gründen sobald als möglich im Süden ansiedeln.

Da er keine Familie besaß, fiel es ihm verhältnismäßig leicht, sich von seinem schönen Gut zu lösen, dessen Wert mir erst jetzt richtig aufging, nachdem ich bei den Berechnungen geholfen. Der Preis, den mein Verwandter absichtlich niedrig gehalten, um den Verkauf zu beschleunigen, schien mir in gar keinem Verhältnis zu dem wirklichen Wert dieses ertragreichen Gutes zu stehen.

Eines Winterabends, als ich von einem Spaziergang heimkehrte, der mich auch an dem Rittergut vorbeigeführt, überfielen mich allerlei Gedanken. Noch wagte ich sie mir nicht recht einzugesuchen, aber schon am nächsten Morgen erwog ich sie ganz ernsthaft. Ja, ich wunderte mich geradezu, weshalb mir dieser naheliegende Plan erst jetzt gekommen. Am Nachmittag ritt ich, wie um mir eine letzte Bestärkung zu holen, noch einmal zum Rittergut, fand die Gesuche mit allerhand weihnachtlichen Geheimnissen beschäftigt, die ihr einen ganz besonderen Reiz verliehen, und fühlte mich stärker denn je in ihrem Bann. Ohne ihr eine Andeutung zu machen, ließ ich diese Stunde über mein weiteres Leben entscheiden. —

Am Abend trug ich mich selber meinem Verwandten als Käufer seines Gutes an. Der war nicht wenig überrascht, warnte mich jedoch vor einer Eekhaftigkeit, für die ich bisher wenig Talent bewiesen. „Einmal wird es doch sein müssen“, beruhigte ich ihn. „Und hier ist mein Vermögen jedenfalls gut angelegt.“

„Das ist es allerdings“, mußte der Zögernde einräumen und gestand schließlich doch seine Freude darüber, den Besitz nun in so nahe Hände übergehen zu sehen. Wir schlossen bereits in der nächsten Woche den Vertrag ab. Ich konnte es kaum erwarten, mit dieser Nachricht auf dem Rittergut zu erscheinen. Denn die leidenschaftlich Verehrte sollte in keinem Zweifel darüber sein, daß ich das Gut nur in Gedanken an sie erworben hatte. Wenn ich auch mit weiteren Erklärungen bis nach Ablauf ihres Trauerjahres warten mußte.

Als sie die Neuigkeit erfuhr, schaute sie mich denn auch prüfend an und ersotete stark unter meinem langen, bedeutungsvollen Blick. Daraufhin aber wurde sie schweigsamer denn je und schien eher bedrückt als erfreut über diese Wendung. Ich legte das aber ganz nach meinem Sinn aus und fand es durchaus selbstverständlich, daß eine Frau wie sie einem neuen Schicksal gegenüber zunächst still und ernst gestimmt wurde.

Nach den Festen, die allerlei Gäste gebracht und uns eine Weile getrennt hatten, freute ich mich wieder um so mehr an ihr. Mein Verwandter reiste gleich nach Neujahr fort, um im Süden die Besitzung zu erwerben, die er sich bereits gesichert hatte. Ich benutzte den ersten Tag meines Alleinseins, die so lange Entbehrte zu besuchen. Aber gerade an diesem Nachmittag hielt sie den Knaben länger am Teetisch zurück, als ich es von meinen

früheren Besuchen gewohnt war. Ich wurde leicht ungeduldig und konnte, nachdem wir endlich zu zweien waren, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Knabe hier bei soviel Zärtlichkeit wohl kaum seine Mutter entbehre. „Das wäre mein größter Wunsch“, erhielt ich ruhig zur Antwort. „Seine Mutter ist schon lange gestorben.“ Ich schwieg abwartend, und auch sie schien nachzudenken. Dann, als habe sie zu ihrer Erleichterung einen Gedanken gefunden, schaute sie plötzlich freundlich aber entschlossen zu mir auf. „Wir haben manche schöne Stunde miteinander verlebt, Herr Tobin“, begann sie herzlich. „Der lange Winter ist mir durch Ihre unverhoffte Gesellschaft erfreulich gekürzt worden. Deshalb verdienen Sie das Vertrauen eines guten Freundes und sollen als Erster erfahren, daß ich mich in wenigen Monaten wieder vermählen werde — und zwar mit dem Vater des Knaben. Er war mein Jugendfreund, aber die Verhältnisse duldeten damals unsere Verbindung nicht. Die Frau, die er schließlich wählte, starb schon früh, und darauf ging er als Forscher in die Tropen. Ohne im Briefwechsel zu stehen, erfuhren wir doch alles voneinander — und als ich vor nun einem Jahr meinen Gatten verlor, schickte er mir als Pfand seiner unveränderten Treue seinen einzigen Sohn. In wenigen Wochen wird er kommen — und mich für immer mit seinem Leben verbinden.“

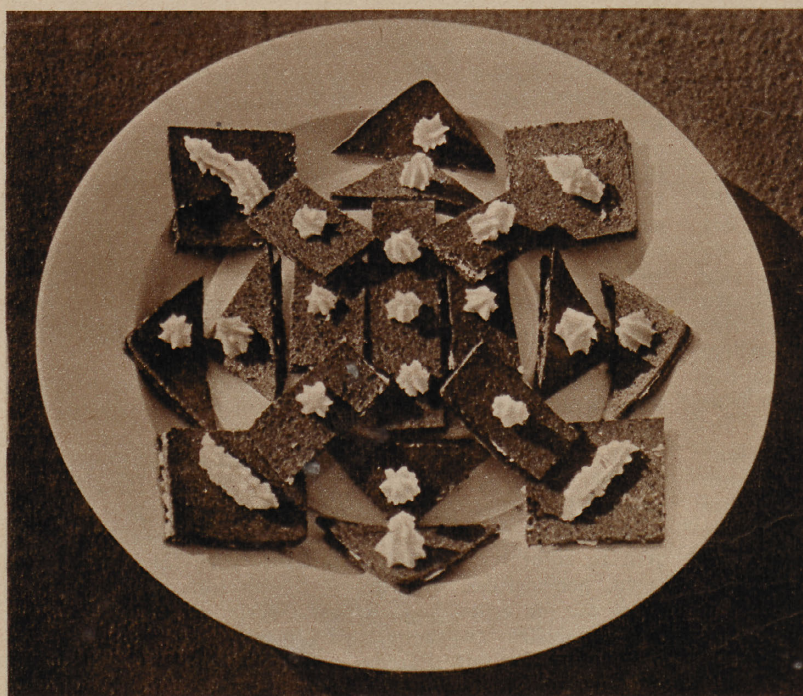
Ich war so fassungslos, daß ich kein Wort erwidern konnte und ihre Zartheit nicht zu würdigen wußte, mit der sie einem Geständnis von mir, das sie wohl nahe fühlte, zuvorkam. Ich vermochte nichts, als mich selber zu verhöhn.

„Wie töricht ist es doch, an Fügungen zu glauben“, verriet ich mich. Sie verstand, daß ich jenen Schnepfenring meinte.

„Es wäre ebenso töricht, lieber Freund, das Schicksal für sinnlos zu erklären, wenn man es nicht sogleich begreift“, entgegnete sie ruhig und freundlich, ohne mich allerdings in jenem Augenblick zu überzeugen. Mir blieb nichts übrig, als ihr das Glück zu wünschen, das sie erwartete, und mich dann zu verabschieden.

Meine große Enttäuschung wurde natürlich gesteigert durch das Bewußtsein, mich so voreilig an diese Gegend gefesselt zu haben. So kehrte ich ganz vernichtet auf meinen neuen Gutshof zurück und konnte mich nur damit trösten, diesen sobald als möglich wieder zu verkaufen, um mich von diesem Sinnbild meiner Torheit zu befreien.

Aber es gelang mir nicht so schnell, wie ich mir damals wünschte. Und ehe es überhaupt dazu kommen konnte, brachen jene Zeiten herein, die, wie ihr noch allzu gut wißt, fast alles Vermögen vernichteten, das nicht in festem Grund angelegt war. Ihr versteht nun wohl, daß ich heute mehr als dankbar jenes Schnepfenringes gedenke, der mein sorgloses Reiseleben unterbrach und mir doch zum Glück wurde — zwar anders, als ich damals meinte.



Käseschnittchen

Der Ausweg

Eine Szene von Else Reinhardt
mit Aufnahmen der Verfasserin

1. Auftritt. Sonntagabends 8 Uhr. Der vorletzte Tag des Monats. Finanzkrise. Die junge Frau mustert ihre Vorräte. Eine Wurst ist da. Von der ganz billigen Sorte. In Bayern lockt sie als Göttinger Blasenwurst, am Rhein als Bayerische Bierwurst, woanders als simple Jagd- oder Schinkenwurst. Auch ein Stückchen Holländerkäse grinst die junge Frau freundlich an. Zwar kein vollfetter! Aber billig ist er. Sechzig Pfennig das Pfund. Da ist sogar noch ein Ei. Vollfrisch. Ein hartgekochtes ist auch noch da. Herz, was willst



Brennende Eierkuchen



Verschiedene pikante Salate

du noch mehr? Es klingelt. Der junge Chemann öffnet. Herr und Frau Schmiß. Das fehlt gerade noch! Einen Tag vor Monatschluß. Hans lädt zum Abendbrot ein. Gretchen ballt die Fäustchen in den Taschen der Küchenschürze. Aber schließlich verläßt sie die Küche. Sie begrüßt den Besuch.

Pause

2. Auftritt. Gretchen ist wieder in der Küche. Sie möchte rasen. Aber die Küche ist von der modernen Art: sechs Quadratmeter groß. Sie eignet sich besser für einen Anfall von Drehkrankheit. Dafür ist auch ein Drehstuhl vorgesehen. Fieberhaft arbeitet es in Gretchens Hirn. Ihre Gedanken kreisen um Wurst — Käse, Käse — Wurst. Aber schließlich bleibt Wurst Wurst und Käse Käse. Ein Königreich für eine Idee! Da fällt ihr Blick auf das Ei. Das schöne vollfrische, rettende Ei. Allerhand läßt sich daraus machen. Die Wolken verschwinden. Der Himmel lacht wieder. Die Fäuste lockern sich. Sie setzen schnell einen Topf Wasser aufs Feuer. Das kann nicht schaden. Schon kommt auch die Erleuchtung. Heureka — eine Salatplatte!

Grete schneidet die Wurst in Streifen, den Käse in Würfelchen. Von dem Käse reibt sie einen Teil, das gibt eine Creme zum Aufstrich.

Schnell mischt sie eine Kalttunke (Gretes Patentmischung: ein hartgekochtes Ei, einen Eßlöffel Petersilie, zwei Cornichons, eine kleine Zwiebel, einen halben Eßlöffel Kapern feinwiegen und mit einem halben Teelöffel Salz, einer Messerspitze Senf, einer Prise Zucker und zwei Eßlöffel Essig vermischen, unter fortwährendem Rühren sieben Eßlöffel Öl oder halb Öl, halb Fleischbrühe allmählich dazugeben). Inzwischen kocht auch das Wasser.

Grete wäscht Reis. Sie hat nämlich noch eine neue Idee. Sie wirft den Reis in viel siedendes, gesalzenes Wasser, läßt zehn Minuten kochen, gießt auf ein Sieb, kühlt mit kaltem Wasser, läßt abtropfen. Der körnige Reis auf kreolische Art ist fertig. Grete mischt nun die Käsewürfelchen mit Salattunke, gibt einen

Klecks Senf dazu. Das ist Nummer 1: Der Käsesalat. Sie mischt die Wurststreifen mit Salattunke, gibt einen Löffel Worcestersoße dazu. Das ist Nummer 2: Der Fleischsalat. Sie mischt eine Portion Fleischsalat mit einer Portion Käsesalat. Das ist Nummer 3: Straßburger Salat. Sie mischt den kalten Reis mit Salattunke. Das ist Nr. 4: Der Reissalat. Schade, daß sie keine hartgekochten Eier mehr hat. Sonst gäbe es noch Nummer 4a: Den Eissalat. Schließlich rührt sie noch fix Butter und mengt den geriebenen Käse dazwischen. Sie streicht diese Creme zwischen Schwarzbrotstücken. Das gibt Nummer 5: Käseschnittchen.

Die tüchtige Grete! Wer hätte das gedacht! In dreißig Minuten hat sie alles geschafft. Und der unbekümmerte Hans! Wie nett plaudert er mit Herrn und Frau Schmiß! Grete ordnet leicht und flott alles auf zwei Platten. Den Salat fix in ein paar Schüsseln und ein paar Cornichons dazwischen! Ein bißchen Käsecreme auf die Schnittchen gespritzt! Zum Garnieren ist keine Zeit. Schmizens sind sicher hungrig. Das Abendbrot rollt auf dem Tischtisch ins Zimmer. Grete setzt sich mit ihren Gästen zu Tisch.

Keine Pause

3. Auftritt. Herr und Frau Schmiß sind überrascht. Herr Schmiß, der Globetrotter, meint die „Salade strasbourgeoise“ und den amerikanischen Käsesalat schätze er. Hans freut sich. Er sagt, das sei kräftige Männerabendkost. Die Bayern machten sich ihre Regensburger Knadwürste auch mit Essig und Öl zurecht und strichen sich Senf auf den Schweizer Käse. Dazu braucht man nicht nach New York und Paris. Ja, alles ist eben schon dagewesen. Aber die Hauptsache ist: Es schmeckt ringsherum recht gut.

Grete (zu sich selbst): Da habe ich mich nun elegant aus der Verlegenheit gefügt. Ja, warum, teures Gretchen, strengst du dein Köpfchen nicht öfters an? Das kannst du doch mal machen, wenn du mit Hans allein bist.

4. Auftritt. Grete hat abgedeckt. In der Küche macht sie aus einem Ei, drei gestrichenen Eßlöffeln voll Mehl (50 Gramm), einem Kaffeelöffel Rognat und soviel Milch, daß es wie Sahne vom Löffel läuft (ein zehntel Liter) einen Teig. In eine ganz schwach eingefettete, erhitzte kleine Pfanne von zwölf Zentimeter Durchmesser gibt sie einen Eßlöffel Teig auf die linke Seite, einen Eßlöffel voll auf die rechte. Der Teig läuft zu einem Eierkuchen zusammen. Nach zwanzig Sekunden wendet sie. Eine Minute genügt für einen dünnen Eierkuchen. So bäckt sie noch vier bis fünf Stück. Sie rollt die Eierkuchen wie Zigarren. Sie erhitzt ein Stück Butter, bäckt die Rollen nochmals auf beiden Seiten,

bestreut mit Zucker, richtet auf heißer Platte an. Sie übergießt mit Rognat, den sie leicht vorwärmt. Auch mit Rum oder Kirchwasser könnte Grete alkoholisieren, wenn — sie da wären. Zitronensaft auf Eierkuchen schmeckt besonders erfrischend. Darum schneidet Gretchen einen Teller voll Zitronenachteln zurecht.

Apothose

Hans zündet den Rognat an. Grete knipst das Licht aus.

Herr Schmitz: „Omelettes flambées?“

Hans: „Das sind brennende Eierkuchen. Sechs Stück aus einem Ei: Gretes Meisterstücklein!“

Das Birkenbäumchen

Eine Erzählung von Sophie Rogge-Börner

Sie stand wieder vor dem weißen Kinderbett, dessen himmel-farbene Steppdecke sauber bezogen war, als sollte eben ein müdegespieltes Menschlein einsteigen zur wohlverdienten Nachtruhe. Aber es war doch nicht so, als wäre solch ein Menschlein in der Nähe oder könne jeden Augenblick hereinspringen. Eine seltsame Kälte kroch durch den sanft abgedunkelten Raum; unbelebt und in strenger Ordnung standen und lagen alle Dinge; sie sahen aus wie gestorben. Und doch weiß jeder, dem einmal ein richtiges Kinderzimmer vertraut war, so eins, in dem jung-junges Leben jauchzt und weint und spielt und schläft, den Tag im Anlauf nimmt und ihn am Abend glückstrunken fortwirft — wie da die Gegenstände miterglühen unter den heißen Strahlungen des Lebens, wie sie mitleben, fast persönlich werden und atmen. Hier erglühete nichts und atmete nichts mehr.

Lore ging oft hierher. Mitten in dem sanft abgedunkelten Zimmer blieb sie stehen, unbeweglich, mit schlaff herabhängenden Armen, und starrte auf die kleine Bettstelle. Meistens wußte sie gar nicht, wie lange sie hier blieb. Überhaupt wußte sie nicht mehr, was den Tagen ihren Inhalt gab. Es war, als verlief das Leben unterhalb der Bewußtseinsdecke.

Dieses Versinken ins Innerste war wie Bannung; sie kam über die umkreisende Linie nicht wieder heraus. Vielleicht umschloß der bannende Kreis Brücken zu verschlossenen oder zu noch kommenden Seelenzeiten. Unter solchem Erleben mag einer wohl die Erde fortrollen sehen unter seinen Füßen und mag ein Jenseitiger werden.

Leise, zögernd wurde die Tür geöffnet, und der Mann trat herein. Seine Züge waren schmerzlich gespannt; gequält umfing der Blick die Umgebung, an der auch für ihn die reinsten Erinnerungen seines Lebens hingen; aber alles ging unter in einem Aufflammen tiefer Sorge, als er auf die Frau zutrat und sie in seine Arme schloß.

„Lore! Komm! Es geht nicht so, du bist wieder tagelang nicht aus dem Hause gewesen. Und es sommert doch draußen — wenn du nur wüßtest, wie! Wir müssen durch die Felder, der Roggen will blühen!“

Er faßte sie unter und führte sie über die wohnliche Diele ins Schlafzimmer, nahm ihren Hut und ihren Wanderstock aus dem Schrank und reichte ihr beides. Sie sah ihn traumverloren an, machte sich fertig zum Fortgehen.

Da die Wohnung weit draußen vor den letzten Ausläufern der Stadt in einer Kleinhausfiedlung lag, brauchten sie nicht weit, um den Duft des Kornes zu spüren. Die Kornblumen hatten sich auch schon in Pracht gesetzt, mancher Schlag wogte wie ein blaugründiger Teppich. „O weh! Die armen Bauern!“ sagte Bernhard. Er fing an zu pflücken und hatte bald einen dicken Strauß. Auch Lore pflückte; sie antwortete einfüßig und freundlich, wenn er sprach. Aber sie ermüdete bald; wenn er sich bückte, blieb sie stehen und stützte sich schwer auf ihren Stock. Er beobachtete sie mit heimlicher Angst. War das der nicht zur Strecke zu bringende frohe Genöß, mit dem er einst an diesen selben Ackerbreiten entlanggewandert war, um draußen, weit draußen die Heide zu gewinnen und ihre Endlichkeit auszumessen? Das jetzt war doch fast wie ein Nicht-mehr-da-sein. Bereitete sich hier etwas Furchtbares vor?

Er kam an ihre Seite und schob seinen Arm in den ihren.

Nach wenigen Schritten sagte sie: „Wir wollen umkehren, die Blumen sind für Kerlchen.“

Er hatte schon gesürchtet, daß es so kommen würde, und doch gehofft, es möchte ihm gelingen, sie dieses Mal über den Friedhofsbefuch hinwegzubringen.

Sie kamen heute durch das nördliche Tor herein. Über dem Reich der Gewesenen lag der Sommer in blütenbunter, düstschwerer Feierlichkeit. Es mußte der älteste Teil sein, den sie jetzt durchschritten. Hügel waren kaum noch zu erkennen; in wilder Üppigkeit wuchs und wucherte es über die Wege; immer wieder blieb Bernhard stehen, um eine alte Inschrift zu entziffern; jahrhundertalte waren darunter. Auf einmal griff er nach ihrer Hand und zog sie mit sich:

„Lore, sieh dort! Ein Wunder!“

Auf einer eingesunkenen Grabstätte lag eine dicke Platte aus Granit, ein Viertelmeter dick mochte sie sein. Namen und Nachruf, in den Stein geschnitten, konnte niemand mehr lesen, der dicke Moosbezug deckte alles zu. Aber fast genau in der Mitte war die Platte gerissen; das feine Wurzelwerk einer Birkenkindheit hatte den Stein gesprengt und sich den Weg gebahnt ins Leben; der junge Baum stand rank und schlank im Licht, glänzend und schwellend im Bewußtsein sieghaften Willens . . . Weitum war kein Mensch, nur das süße Geschwäg der Vögel schälerte durch die Stille.

Sie sahen sich in die Augen wie unter einem Befehl. Zum erstenmal seit langen Monaten hielt ihr Blick dem seinen wieder stand, wich nicht aus ins Unterbewußte; eine Glutwelle zog langsam über ihr blaßes, schmal gewordenes Gesicht. Er fühlte, daß sein Denken und das ihre sich wieder trafen.

„Wie soll man sich das erklären?“ flüsterte sie so leise, als wolle sie das Schweigen nicht stören. „Wirklich ein Wunder!“

„Und ist doch gar keins, Lore! Das Gebot des Lebens unterwirft sich alle Widerstände; und ein zarter Same, der aus dem nährenden Erdbreich Leben wirken will, durchbricht selbst Ur-gestein. Aus jedem Storb muß ein Werde kommen — oder die Schöpfung müßte an sich selber vergehen . . .“

Tränen stürzten ihr aus den Augen. Das machte ihn glücklich. Sie konnte weinen, endlich, endlich! Das machte ihn mutiger. Er zog sie an sich, ganz fest. „Loreliebe, so viele Leben noch ruhen in deinem Schoß . . . laß uns eins erwecken zum Licht! Wir atmen, wir sind jung, uns deckt noch kein Grabstein . . . Soll dieses Birkenbäumchen uns beschämen?“

Es ging ein Lächeln auf über ihrem Gesicht, wie er noch keins gesehen zu haben meinte. Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände und küßte ihn, als sei sie weit und lange fortgewesen und nun zurückgekehrt.

Sie hoben die blauen Sträuße auf und brachten sie zur Ruhe-stätte ihres Kindes. Das war ein herrlich gepflegter kleiner Garten, in dem es keinen Hügel gab. Mit entspannten Stirnen traten sie ein. Tönerne Schalen wurden mit Wasser gefüllt für die Blumen, das wenige Unkraut mit flinken Händen ausgejätet, die durstende Erde mit der Gießkanne getränkt. Lore hatte keine müden Bewegungen mehr. Als alles fertig war, umfaßte sie den Platz mit einem langen, stillen Blick.

Auf dem Heimweg lenkte sie den Mann so, daß sie noch einmal an ihrem „Wunder“ vorüber mußten.

Von Morgens bis Abends

Rechts: Tanzkleid
aus mattblauem China-
krepp mit Schulter-
kragen und Rüschen-
garnitur. Sehr hübsch
die neue Empiretaille

Aufnahmen:
Cläre Sonderhoff



Hübscher hellgrauer Mantel mit
Biesenschmuck und schönem
Seehundkragen

Modelle: Emma Bette, Bud &
Lachmann, Berlin



Rechts: Sehr apartes Nach-
mittagskleid aus braunem Angora
mit Puffärmeln und Rundpasse,
die mit weißer Wolle bestickt ist

Links: Vormittagskleid aus in
sich gestreiftem Wollstoff. Zum
Stoff passend gewebter Schal mit
bunten Streifen und ausgezogenen
Fransen

Unten: Modische Ergänzungen
zum Kleid. Halsketten u. Arm-
band von Karl Schminke



Modische Einfälle

Von Jenny Schneider
Mit Aufnahmen der Verfasserin

Mode muß nicht immer eine kostspielige Angelegenheit sein. Eine kleine Idee, aus echter modischer Empfindung geboren, eine kleine praktische Anregung, vom alltäglichen Bedürfnis diktiert, eine kleine Zutat manueller Geschicklichkeit: und aus ausgedienten, veralteten Garderobestücken entsteht eine kleine neue Modeschöpfung. Man wende nicht ein, diese Neuschöpfung beanspruche eine ausgesprochen modische Begabung, eine erlernte Fingerfertigkeit der praktischen Werkstatt. Wie viele sachliche Handgriffe besorgt die Frau im Reich der Küche, wie viele praktische Kniffe kennt sie aus der Rüstkammer der Erfahrung! Der Versuch ist auch hier alles. Nach einigen mißglückten Startversuchen entpuppt sich bestimmt die Modeschöpferin en miniature. Einige kleine Beispiele mögen als praktische Anregung dienen.

Aus einem abgetragenen Filzhut kann im Handumdrehen eine moderne Handtasche hervorgezaubert werden. Heute, wo die große Mode die gleiche Farbe bevorzugt für Kleid, Hut, Handschuhe, Schuhe, Strümpfe und Handtasche, liegt es nahe, aus einem Rest eines Kleides die Handtasche selbst herzustellen. Der technische Vorgang der Umwandlung ist folgender: Der Kopf des Filzhutes wird von der Krempe abgetrennt, und je nach Geschmack wird aus dem Material des Kopfes eine einfache ovale Form der Tasche genäht. Als Verzierung verwendet man eine alte Gürtelschnalle oder einen

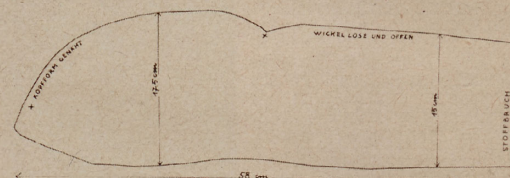
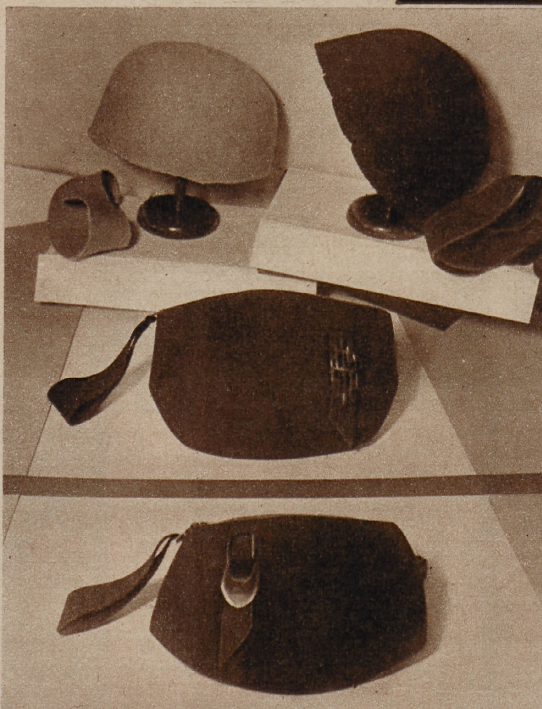
Aus alten Filzhüten oder Stumpen können geschmackvolle Nachmittags- und Abendtaschen entstehen



Die neue Wickelmütze



Die Mütze wird nach dem Schnitt angefertigt, das Kopfteil wird zugenäht, die Schlinge bleibt offen: sie wird um den Kopf geschlungen und fertig ist die fesche Kappe

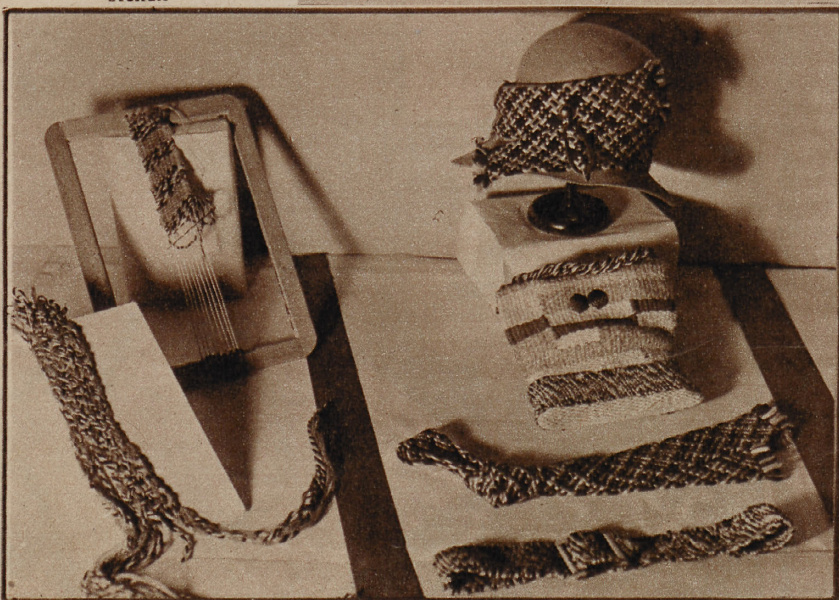


Knopf, der so angebracht wird, daß ein kleines Stück der aus der Hutfrempe geschnittenen Tasche an der Seite der Tasche angenäht wird. Um die Haltbarkeit zu verlängern, ist es ratsam, die Tasche mit einem kleinen Futterrest einzufüttern. Am Reißverschluß, mit dem die Tasche schließt, wird eine Schlupfe angenäht, die man ebenfalls aus der Krempe ausschneidet.

Umgekehrt kann man aus einem alten Kleiderrest einen Hut für jede Tages- und Abendzeit bauen. Von jedem Kleid bleibt immer ein kleiner Rest übrig. Am geeignetsten ist weiches Material, Samt, Seide oder Wolstoff, aus dem die Huttasche aus kleinen Resten geschickt gestaltet wird. Die Kappe, die besonders apart als Abendtasche getragen wird, verziert man auch zweifarbig oder besetzt sie mit einem Pelzrestchen. Wünscht man eine Theaterkappe, so fertigt man sie aus einem Brotatrest an. Je nach der Kopfform werden zwei Halbkreise zusammengenäht; ein Teil wird in Form einer großen Schlupfe an die Kopfform angeschnitten.

Einen primitiven Webstuhl kann man sich aus einer alten Schultafel leicht herstellen, indem man den leeren Rahmen gleichmäßig mit Nägeln beschlägt, je nach der Breite des Musters. Im Stopfstich wird der Wollfaden mit einer großen Nadel gleichmäßig durchgezogen. Auf diese Art kann man Gürtel, Krawatten, Hutband, Schals usw. selbst anfertigen.

Diese beiden Beispiele aus der Praxis bestätigen die eingangs aufgestellte Vermutung, daß jede Frau, die ihre Geschicklichkeit im Haushalt bewiesen hat, imstande ist, auch auf das Gebiet der kleinen Mode sich schöpferisch zu wagen. Sie spart nicht nur Geld, sie genießt auch die Befriedigung, etwas für sich geschaffen zu haben, das zu ihrer individuellen Note beiträgt.



Ein primitiver Webstuhl, mit dem man reizende farbige Kleinigkeiten anfertigen kann

Etwas von der Gans

Eine Gans auf andere Art zuzubereiten als „zu braten“, ist vielleicht weniger bekannt, und doch gibt es eine Reihe verschiedener solcher Gerichte, die es verdienen würden, auch einmal versucht zu werden. Da wäre eine Gans mit Remouladensoße. Sie eignet sich vorzüglich zum Kalteessen. Die recht fleischige Gans wird gut vorbereitet in ein längliches Gefäß gelegt und mit kochendem Wasser fast bedeckt. Dazu fügt man eine halbe Flasche Weißwein, eine Obertasse besten Weinessigs, einen Teelöffel Salz, läßt alles zum Kochen kommen, schäumt dabei fleißig ab, fügt Lorbeerblatt, Pfefferkörner, eine geschälte Zwiebel, etwas Suppentraut und ein Sträußchen Estragon dazu. Man läßt die Gans langsam weichkochen und dann in der Kochbrühe vollständig abkühlen. Herausgenommen, läßt man sie trocknen, tranchiert sie dann, ohne ihre Gestalt zu zerstören, und serviert sie in einem Petersilienkranz mit einer Remouladensoße.

Gewiß fände auch eine ostmärkische Gans ihre Liebhaber. Sie wird gut gepuht, ausgenommen, gewaschen und ausgetrocknet, dann roh in Portionenstücke zerlegt. In einer Kasserolle zerläßt man ungefähr 300 Gramm würfelig geschnittenen Speck, legt eine bis zwei kleine Zwiebeln dazu, dann die mit sehr wenig Paprika bestreuten Fleischstücke, bedeckt sie vollständig mit gutem Sauerkraut und läßt sie auf gelindem Feuer ungefähr zwanzig Minuten anziehen. Dann gießt man Wasser oder leichte Maggibrühe dazu und läßt alles bei öfterem Umrühren anderthalb bis zwei Stunden dünsten. Auf erwärmter Schüssel richtet man die Gansstücke an und legt Sauerkraut herum.

Eine feine, aber nur gekochte Gans bereitet man wie folgt: Während die Gans in Wasser, Wurzelwerk und Gewürz weichkocht, dünstet man einen bis zwei Löffel Mehl in Butter, verkocht dieses mit einem halben Liter durchgeseihter Gänsebrühe und drei achte Liter saurem Rahm. Man gibt dazu einen Suppenteller voll weichgedünster Champignons, läßt die aus der Brühe genommene Gans noch einmal in der Soße aufkochen und überzieht damit beim Anrichten die Gans, die man mit Bratkartoffeln zu Tisch bringt.

Eine Gans auf Feinschmeckerart, deren Zuberei-



Aufn. Seidenstücker

Gänseklein



Zeichnungen von Hugo Frank

tung jedenfalls wenig bekannt ist, soll hier auch noch Erwähnung finden. Dazu belegt man den Boden eines passenden Gefäßes mit feinem Speck und ein paar Schinkenscheiben, legt die gut zurechtgemachte Gans darauf, fügt dazu eine Zwiebel, eine gelbe Rübe, Petersilienwurzel, ein Lorbeerblatt, etwas Muskat, einige Pfefferkörner und Salz. Hierauf gießt man zwei Gläser Sherry, ein halbes Glas Kognak und so viel Wasser dazu, daß die Gans bedeckt ist. Gut zugedeckt, muß sie nun etwa drei Stunden dünsten. Gibt man die Gans warm, so entfettet man die Brühe, passiert sie und schmeckt sie ab. Wird die Gans kalt gegeben, so kocht man die Soße nach dem Durchpassieren zu Gelee und garniert damit die kalte tranchierte Gans.

Gestütztes Gänseleberpüree. Man dünstet eine Gänseleber fertig weich und läßt sie erkalten. Dann streicht man sie durch ein Haarsieb und rührt sie dann eine halbe Stunde



Die Weihnachtsgans: „Und das nennt ihr nun Fest des Friedens und der Liebe!“

N 292



Ein kleiner, aber wichtiger Posten

Denn was gibt Ihnen Nivea-Creme alles! Sie haben in ihr eine schützende und eine pflegende Creme, Sie haben eine Tages- u. gleichzeitig eine Nacht-Creme, eine Creme für die Dame und für den Herrn, eine Creme für den Jungen, wie für das Mädel, eine Creme für jedes Alter und für jede Witterung.



Den Erfolg verbürgt das Euzerit. Das finden Sie auf der ganzen Welt in keiner anderen Haut-Creme. Deswegen ist Nivea-Creme auch nicht zu ersetzen.

* 15 Pf., 24 Pf., 40 Pf., 54 Pf., 60 Pf., RM 1.-

Jawohl, gnädige Frau, NIVEA-KINDERSEIFE



ganze zehn Jahre hindurch für die zarte, empfindliche Haut Ihres Kindes! Denn erst spät wird die Haut der heranwachsenden Jugend so widerstandsfähig, daß sie auch eine weniger milde Seife vertragen kann. Nivea-Kinderseife ist nach ärztlicher Vorschrift besonders hergestellt. Mit ihrem seidenweichen Schaum dringt sie schonend in die Hautporen ein und macht sie frei für eine gesunde und kräftige Hautatmung.

Ein Stück Nivea-Kinderseife kostet 54 Pfg., die Kartonpackung mit 3 Stück RM 1.58



mit Salz, etwas Zitronensaft, etwa einem halben Pfund Sulz und in seine Stifte geschnittenen Trüffelfstückchen, worauf man das Püree in eine hohe, mit Sulz ausgegossene Form füllt und bis zum Gebrauch kaltstellt.

Gänseleber auf Jäger art. Man fängt beim Abstechen der Gans das Blut auf, läßt es stocken, gießt das Wässerige ab und hackt das Dack mit der Leber fein zusammen. Dann läßt man feingeschnittene Zwiebeln in Gänsefett anlaufen, röstet das Gehackte nur kurz darin, salzt es und richtet es dann mit Bratkartoffeln an.

Gänseleber mit Kastanien. Eine Gänseleber wird mit Butter und Fleischbrühe eine Stunde gedünstet. Mittlerweile wird ein Pfund Kastanien abgehäutet, von der Schale und der inneren Haut befreit und in Butter, etwas Zucker und etwas Bratensaft kurz eingekocht, so daß sie ganz bleiben und ein schönes braunes Aussehen bekommen. Sie werden dann um die Leber, die mit ihrem Fett beträufelt wird, im Kranze angerichtet und heiß zu Tisch gegeben.

Gänseleber in Reistrand. 150 Gramm guten Reis dünstet man mit einer Zwiebel in reichlich Butter und läßt ihn mit Fleischbrühe dickkochen, drückt ihn in eine Randform und stürzt ihn. Inzwischen hat man eine Gänseleber mit Butter und Wein halb gedünstet. Man gibt dazu etwas Semmelbrösel und eine kleine Tasse sauren Rahm und dünstet die Leber fertig, salzt sie und richtet sie im Reistrand an.

Gänseleber auf russische Art. Ein Pfund Gänseleber wird gut gehäutet, in Wurzelwert, das man feinhackt, in Butter und einem Viertelliter Madera gedünstet. Nach Abkühlung nimmt man die Leber heraus, gießt den Sud durch und kocht ihn kurz ein. Nun stößt man die Lebern mit dem Sud im Mörser, gibt die Masse durch ein Sieb und fügt ein halbes Liter ungefüßte, steifgeschlagene Schlagfahne darunter. Damit füllt man eine Schale, in der auch serviert wird, und stellt sie auf Eis, ohne gefrieren zu lassen. Man garniert die Schale mit Blätterteighörnchen.

Gehackte Schweinekoteletten mit Gänseleber. Von den Koteletten löst man das Fleisch ab, hackt es sehr fein und vermengt es mit der gleichen Menge Gänseleber, die man gleichfalls gehackt hat. Diese Masse verrührt man nun mit einem Drittel roher Trüffeln, die man in feine Stäbchen schneidet, und arbeitet mit einem Holzlöffel das Ganze durch, gibt Salz und



Das Raunen und Brozeln in der Gansbratenkachel

Pfeffer hinzu und formt herzförmige Koteletten daraus. In deren Mitte legt man eine Schnitte Gänseleber, umwickelt jede Kotelette mit einem Stück Lämmerneß, taucht sie in flüssige Butter und geriebenes Weißbrot und bäckt sie in Butter.

Gänsebratwurst mit Äpfeln. Gewärmter Gänsebraten ist kein Genuß, irgendeine Verwendung aber muß man für ihn finden, wenn eine kleine Familie eine Gans nicht auf einmal verzehren kann. Auch Hals, Kopf, Flügel, Magen und Herz kommen durch die folgende Bereitungsweise gut zur Geltung. Man schält und achtekt etwa zehn bis 12 Äpfel. In einem Schmortopf brät man mit Speck oder abgefülltem Gänsefett drei Äpfel etwa fünf Minuten an, gibt den Rest der Bratentunkte und etwas Wasser daran, schmort die Äpfel weich, fast zu Brei, würzt mit Salz und etwas Zucker, eventuell auch Majoran, kocht alles einmal auf und legt die Gänsebratenreste dazu, ohne daß die Masse nun noch kochen dürfte. Zu diesem Gericht reicht man schöne mehlig in der Schale gekochte Kartoffeln.

Einfache Gänseleberpastete. Von ½ Pfund Kalbfleisch und ½ Pfund sehr fettem gekochtem Schweinebauch, beides durch das feine Sieb der Fleischhackmaschine getrieben, macht man mit einem Eßlöffel Weizenmehl, dem abgeschöpften Fett und einem Teil der Fleischbrühe einen nicht zu festen Teig, den man mit Salz, Majoran, geriebener Zwiebel, gewiegter Petersilie und etwas gekochten Gewürzkörnern würzt. Eine große Gänseleber zieht man, nachdem sie drei bis vier Stunden gewässert ist, ab, schneidet sie in Scheibchen.

Eine mit Butter ausgestrichene Auflaufform belegt man mit einer zwei Zentimeter hohen Schicht von der Fleischsoße, darauf Leberscheibchen, und so abwechselnd, bis alles verbraucht ist. Die Decke muß Farce sein.

Oben darauf legt man Speckscheiben und bäckt bei Mittelhitz eine Stunde.

Warm kann man eine Maderatunkte dazu reichen, will man jedoch die Pastete kalt verwenden, schmeckt sie auch ausgezeichnet mit Cumberlandtunkte.

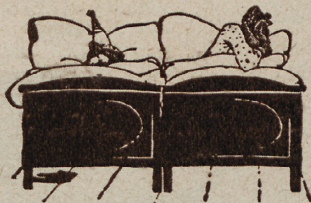


„A Gans is a komischer Vogl, oane is z'weni und zwoa san z'vui!“

Zur Bereitung vorzüglicher Fleischbrühe nimmt man

MAGGI'S Fleischbrüh-Würfel

sächs. Christstollen- Versand. In- u. Ausland. Groß-Konditorei Michaelis, Chemnitz, Königstr., bitte Preisliste verlangen. (Zur Probe 2 Christstollen). Porto u. Verpackg. RM 12.50.



Schnarcht Ihr Herr Gemahl?

Wenn nichts hilft, dann machen Sie einen Versuch mit dem seit 30 Jahren bewährten „Sozodol“-Schnupfen-Pulver. Es gibt nichts Besseres.

Preis: RM. 0,45 u. RM. 0,68. Nur echt mit Aufdruck H. Trommsdorff Chem. Fabrik Alachen.

Zuf.: „Sozodol“-Zinc. 3,5 L., Menth. u. Milch.

Bei chron. Verstopfung und Fettleibigkeit

wirken seit 50 Jahren glänzend Boxbergers

Kissingers Piller und Entfettungs-Tabletten



Wer gute Taschen- oder Armband-Uhr ganz billig kauf. will, verlange Preisliste gratis Uhren - Klose. Berlin SW 29, (46) Zossener Straße 8.

Billige Briefmarken

zur Auswahl sendet

Hugo Siebert, gegründet 1893 Altona/Elbe, Alsenplatz 6.

Nürnberger Spielwaren!

Wahnschaffe-Munker Nürnberg-A., Josefspl. 18. Ältestes Spielwarenversand-geschäft Deutschlands!

Verlangen Sie unseren Katalog. Versand nach allen Weltteilen.

Soeben in abschließender, erweiterter Neugestaltung erschienen:

Bô Yin Râ

„Das Buch der Königlichen Kunst“

Dieses unvergleichliche Buch gehört unbestreitbar zum Allerbesten in unserer Zeit. Der Leser wird Zeuge seelischer Erlebnisse, die nur beschreiben kann, wer sie selbst erlebt. Nur mit Ehrfurcht darf dieses Buch zur Hand genommen werden. (Preis: geb. Rm. 6.—) Kobersche Verlagsbuchhandlung Basel und Leipzig.



Bei Gallensteinen

Leber-, Nieren- und Blasenleiden bewährt sich glänzend das biologische Präparat

Lithotrit

Prospekt mit hervorragenden Anerkennungen von Professoren u. Aerzten kostenlos.

Origl. 3.50, 5.50 und 9.50. Zusendung p. Nachn. Dr. med. Joerrens G. m. b. H., Berlin-Treptow 5

Denke und rate - Du langweilst Dich nie!

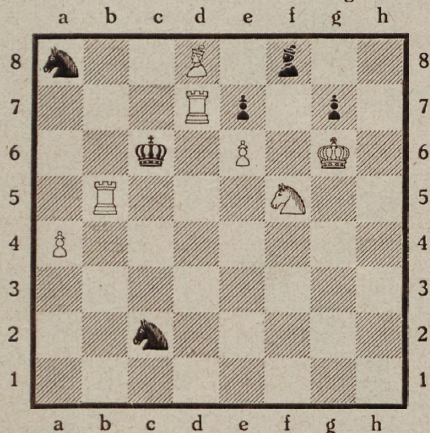
„Denken und Raten“, die beliebte Wochenschrift für Rätsel, Schach- und Karten-Spiel. Einzeln jetzt 20 Pfennig. Monatlich 75 Pfennig.

Probeheft kostenlos! Verlag Scherl, Berlin SW 68



Das königliche Spiel

Nachdruck verboten
Geleitet von F. Sämisch



Nr. 464. Aufgabe Nr. 194
H. Hochberger („Magyar
Sakkvilág“)
Weiß: Kg6, Tb5, Td7,
Ld8, Sf5, Ba4, e6 (7).
Schwarz: Kc6, Lf8,
Sas, Sc2, Be7, g7 (6).
Matt in zwei Zügen.

Lösung folgt in der
nächsten Nummer.

Eine energische Gewinnführung

Nr. 465 Partiestellung Nr. 60

Aus einer Korrespondenzpartie zwischen Weiß: Glisakofes (Zürich)
und Schwarz: Dr. Weiser (St. Pölten)

Weiß: Kg1, De2, Td1, Td2, Le2, Sc3, Sd4, Ba2, b2, c4, e3, f2, g2,
h2 (14). Schwarz: Kg8, Df6, Tas, Tds, Le7, Les, Sg6, Ba7, b7, c6, d6,
f7, g7, h6 (14).

Die vorliegende Stellung ergab sich nach dem 15. Zuge von Schwarz: Es
folgte: 16. Sd4-b5! 17. Sb5xc7 Dc7-e7 18. Td2-d4! c6-e5
19. Sc3-b5 Dc7-a5 20. Td4xd6 Td8xd6 21. Sb5xd6 Da5xa2 22. Le2-h5
Sg6-e5 23. Sd6xf7! 24. Le8-g4 25. Sf7xh6+! 26. g7xh6 27. Lh5xg4 Se5xg4
28. Dc2-g6+ Kg8-h8 29. Dg6xg4 Da2xb2 30. Dg4-e2 Dc7-g7 31. Dg6xg7+
Kg8-h8 32. Td1-d7+ Kg7-f6 33. Td7xb7 a7-a5 34. Tb7-b6+
Kf6-e7 35. Kg1-f1 h6-h5 36. Kf1-e2 h5-h4 37. f2-f4 a5-a4 38. Tb6-b2
Ke7-d7 39. Ke2-f3 Kd7-e7 40. Kf3-g4 Tas-b8 41. Tb2-c2 Tb8-b3
42. Kg4xh4, und Weiß gewann.

Anmerkungen: 1) Befördert den Läufer e7 und schwächt dadurch den
schwarzen d-Bauern. 2) e6xh5 ist nicht angängig wegen 17. Sc3-d5 nebst
Sd5xc7 usw. und Le7-b8? scheitert an 17. Sb5xd6! Lb8xd6 18. Sc3-e4
Ld6xh2+ 19. Kg1-f1! usw. 3) Droht Dc2-d2 und auf 18. ... Sg6-e7
19. e3-e4 usw. 4) Eine elegante Kombination! Auf Se5xg4 will er
24. Dc2-g6 spielen und auf Da2xc4 25. Td1-d8+! nebst Dg6-e8+ und
Lh5-g6+. 5) Das dritte Springeropferangebot! Schwarz verliert nun
mehrere Bauern und damit das Endspiel.

BEI ALLEN

Schütze,
nähre und pflege
die Haut
mit
Eukutol!

Für den Tag und bei
normaler, wenig be-
anspruchter Haut:

Eukutol 3

die nicht fettende
Hormon-Schönheitscreme,
hauchdünn auftragen und
sorgfältig verreiben. Halbe
Tube RM. 0.45, ganze Tube
RM. 0.90, elegante Glasdose
RM. 2.15.

Für die Nacht und als Tages-
creme bei trockener, spröder,
stark beanspruchter Haut:

Eukutol 6

die fetthaltige
Schutz-, Nähr- und Heilcreme,
reichlich auf die gut getrock-
nete Haut auftragen. Große
Dose RM. 0.60, kleinere
Dose RM. 0.30.

Denken Sie beim Einkauf auch an Trilysin!



**Haben Sie
ein
schwächliches Kind?**

Viele Eltern haben über Mangel an Wach-
stum und Entwicklung, über Mattigkeit und
Unlust bei ihren Kindern zu klagen. Diese

Zustände haben ihre Ursache oft in nichts anderem als in einer
Kalkverarmung der Körperzellen. Kalk spielt beim Aufbau des
Knochengestüßes, des ganzen Körpergewebes und bei der Ent-
wicklung starker und gesunder Zähne eine wichtige Rolle.

Kalzan, das auf Grund der Forschungsergebnisse der Universitäts-
professoren Emmerich und Loew hergestellte Kalknährmittel, sorgt
für die nötige Kalkzufuhr. Über seine Wirkung schreibt beispiels-
weise Dr. med. Schreiber, Sanatorium Friedrichsbrunn a. Harz,
daß es für die Knochenschwachen und im Wachstum zu-
rückgebliebenen Kinder besonders nützlich ist. In mehr
als 3400 schriftlichen ärztlichen Gutachten über Kalzan findet dieses
Urteil vollauf Bestätigung.

Geben Sie
jedem schwachen Kinde **Kalzan**

Sie fördern damit die Entwicklung und
legen einen Grundstein für die Gesundheit.

Preise jetzt: Pulverpackung Mk. 2,48,
Tablettenpackung Mk. 1,35 und Mk. 2,25.
Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien.



Wer möchte nicht im eigenen Heim unterhaltende und belehrende
oder gar selbstgedrehte Filme vorführen können? — Der geringe
Preis des **Pathex-Kid-Projektors** von RM 39.60 ermöglicht es
jedem. Handhabung kinderleicht und feuergefährlos. Bildgröße 1 m.
Riesenauswahl guter Filme von RM 2.70. Erhältlich in Photohand-
lungen. Bezugsquellen-Nachweis und Prospekt kostenlos durch
PATHEX DÜSSELDORF X 109.

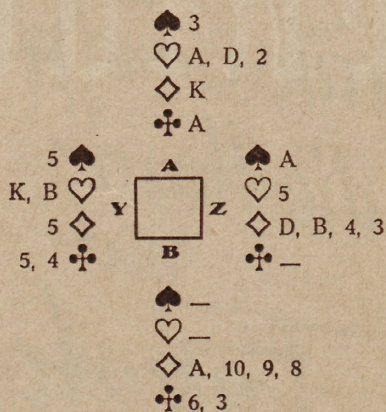


Am Spieltisch

Bridge-Aufgabe Nr. 73

Von Jay Reed

Geleitet von Dr. Emanuel Lasker



Ohne Trumpf. B am Spiel macht fünf der sechs Stiche gegen jede Verteidigung.

Lösung und Besprechung der Bridge-Aufgabe Nr. 72

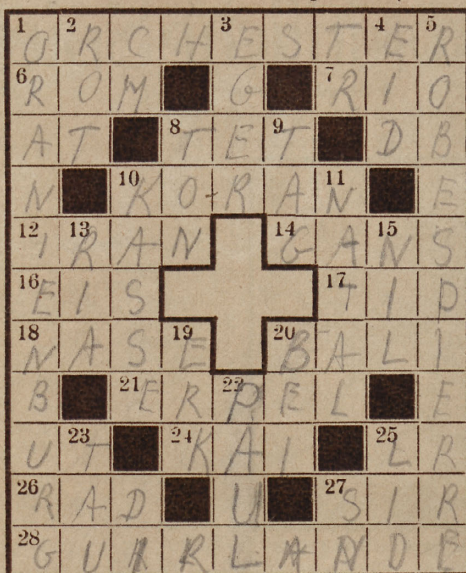
A: Herz K, 2, Kreuz A, 6, 5, 4; Z: Pik 9, Herz B, Karo D, 9, Kreuz 9, 8; B: Herz A, D, Karo A, 10, 8, 5; Y: Herz 4, 3, Karo 4, 3, 2, Kreuz 2. Ohne Trumpf. B am Spiel, macht fünf Stiche. Die Pointe ist, daß der außerordentlich schwache Y den einen Stich geschenkt bekommt und dadurch seinen starken Partner ruiniert. 1. Herz Dame, A legt den König; 2. Kreuz As, B wirft Herz As; 3. Herz 2, Y nimmt den Stich; 4. Y kann nur Karo ziehen, B hat Rest.

Geographisches Kapfelrätsel

Schaffner — Gernsbart — Zillertal — Mundraub — Jaegerlatein — Bellinzona — Ueberlingen — Weigerung — Original — Regentschaft

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein Wort geographischer Bedeutung enthalten. Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter nennen, der Reihe nach gelesen, eine deutsche Universitätsstadt. 27684

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter:
a) von links nach rechts: 1 Winkelfeld, 6 europäische Hauptstadt, 7 Stadt in Brasilien, 8 Verpackungsort, 10 mohammedanische heilige Schrift, 12 asiatisches Hochland, 14 Schwimmvogel, 16 Süßspeise, 17 Wettvorfallsort, 18 Sinnesorgan, 20 Zundainfel, 21 Entenruder, 24 Ufermauer, 26 Teil des Wagens, 27 englischer Adelstitel, 28 Blumengewinde;
b) von oben nach unten: 1 Stadt in der Mark, 2 Farbe, 3 Nebenfluß der Elbe, 4 Schwur, 5 Führer der Französischen Revolution, 8 Klang, 9 Zeitabschnitt, 10 Gebühalt, 11 süd-afrikanischer Staat, 13 weiblicher Vorname, 15 afrikanischer Strom, 19 Gründer eines Männergefangenvereins, 20 türkischer Ehrentitel, 22 männlicher Vorname, 23 Niederchlag, 25 Teil des Auges.

Auflösungen aus Nr. 45

Es war einmal: Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind. (Schiller, Don Carlos I, 2.) Mößle sprang: Trichter Rind. Du langweilst dich im Einerlei Der Pflichten deines Lebens, hinaus, wohin's auch sei! Ist Zweck nur deines Strebens? Dich zieht und lockt das goldne Licht? D' brüchtes Beginnen — Das sind die schlimmsten Tage nicht, Die grau in grau verfallen! Triepel. Silbenrätsel: Nie bettet Schlummer sich, wo Sorgen wohnen. — 1. Nikolaus, 2. Juri,

Für Rattefreunde jeden Mittwoch „Denken und Waten“ Einzelnummer 20 Pf., monatlich 75 Pf., durch alle Buchhandlungen, Postanstalten, den Verlag Eberl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.

3. Ebner-Eschenbach, 4. Bülow, 5. Götting, 6. Thomas, 7. Torero, 8. Edder, 9. Zoggenburg, 10. Schatulle, 11. Charleston, 12. Bülow, 13. Urania, 14. Menetel, 15. Menett, 16. Elegie, 17. Religion. — Kreuzworträtsel: a) 1 Reis, 5 Komit, 9 Altan, 11 Gera, 12 Agonie, 13 Neb, 14 Sinn, 15 Marane, 17 Palermo, 19 Vore, 21 Arm, 22 Renate, 24 Atom, 25 Najen, 26 Sorma, 27 Mega; — b) 1 Naabe, 2 Elga, 3 Ito, 4 Sandale, 6 Merino, 7 Irene, 8 Stahn, 10 Riere, 14 Seminar, 15 Marmor, 16 Arber, 17 Porto, 18 Siena, 19 Laas, 20 Steg, 23 He.



Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltbesitzer und Leiter. Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten und durch Scherls Reisebüro, Berlin SW 19, Krausenstraße 38/39



Augenheilstalt
Dr. Gutsch, Berlin-Pankow
Fernruf D 8 Pankow 3324
Gr. Park / Fl. Wass. in all. Zim.
Tagespr. Mk. 6.50 an / Prospekt

Waldsanatorium „Schwarzeck“
In Bad Blankenburg — Thüringerwald
für innere und nervöse Erkrankungen
Besondere Abteilung für Rohkost und veget. Diät

SANATORIUM DR. VOGELER
BRAUNLAGE
Innere Leiden, Frauenkrankh., nerv. Erkrankungen, Moorbäder, Diätikuren

Bühlerhöhe 800 m ü. d. M. im Schwarzwald
— Chefarzt Dr. Stroomann —
KURHAUS: Dr. G. Stroomann und Dr. Graubner
SANATORIUM: Dr. Herm. Weiß u. Dr. Graubner f. innere u. Nervenkrankh., Erholungsbedürft. (Abtlg. f. Zuckerkr.)

COPPENBRÜGGE
am Ithgeb. / 440 m bei Hameln

Sanatorium Dr. Netter
Erholungsbed. ohne Kur von Mark 5.50, mit Kur von Mark 6.50 an. Prospekte.

Dr. Lahmann's Sanatorium



„Weißer Hirsch“-Dresden
Physikalisch-diätetische
Heilanstalt auf streng
klimischer Grundlage.
Prosp. kostenlos. (Neuer Golfpl.)

Schroth-Kur

Dresden-Weißer Hirsch,
Dr. Teufel's-Sanatorium für Nerven- u. innere Kranke.

Solbad Kösen Haus Heria

Kindererholungsh. Dr. Klemm, Kinderarzt

Bad Mergentheim Dr. Bofingers Diätikanstalt am Frauenberg für Magen-, Darm- u. Stoffwechselkrankh., besonders Zuckerkrankh. Alle Bequemlichkeit

Sanatorium Bad Reiboldsgrün i. Vogtl.

Heilanstalt für Lungenkranke
Abtlg. Kurhaus für höhere Ansprüche. Abtlg. Waldhaus für den Mittelstand. Behandlung nach modernen Grundsätzen.
Leitender Arzt: Dr. W. Lindig.
Prospekte frei durch die Verwaltung

Kuranstalt Parkhof i. Rinteln a. d. W. (best. s. 1895)
Für Nerv.- u. Gemütskrankh.
Entziehungs- u. Malariakuren. 2 Aerzte. Maß. Preise.
(Pauschalkur.: 200 RM p. M.) Prosp. a. Anfr. Tel. Rint. 54.

San.-Rat Dr. Jaspersen's

Sanatorium Schellhorner Berg
b. Preetz (Ostholstein, D-Zugs-Station Kiel-Lübeck). Offene Villen für Nervenkrankh. und Erholungsbedürftige. Sonderabteilungen für gemütskranke Damen. Prospekt auf Wunsch. / Zeitgemäße Preise

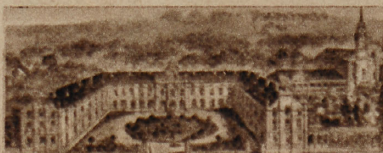
Stuttgart-Hohenwaldau Sanatorium Dr. Reinert.
Herz, Nerven, Asthma, Rheuma. Zeitgemäße Preise.

Todtmoos (Schwarzw. 850 m) ärztl. gel. Kurhaus Adler
Jahresbetr. f. Lungenkr. Zimm., fl. Wass., Liegebalk., Park

Hofrat Friedrich von Hessing'sche Orthopädische Heilanstalt

Georg Hessing, Generaldirektor,
Dr. med. Gg. Hessing, Facharzt für Chirurgie.

46/VIII



Augsburg-Göggingen.

Fernsprecher Nr. 33220 und 33244.

Drahtnachricht: Hessing Göggingen Bayern.

Behandlung sämtlicher Deformitäten des Knochensystems und Bewegungsapparates mittels unserer an Vollkommenheit von keiner Seite erreichten Schlenkerhölzer- und Korseff-Therapie Prospekt D.